Rar.
1208/5

Rar.
1208/5

Gottlieb Wilhelm Rabeners sämmtliche Schriften.

Fünfter Theil.

Leipzig, 1777.

Im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

Rv. 2774

Satyren.

Vierter Theil

Zwote Abtheilung.

Daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre.

Eine Abhandlung,

welche den von der Königlichen Akademie zu Pau in Bearn aufgeſetzten Preis gewiſz erhalten wird.

1 7 5 4.

An die Herren der Königlichen Akademie zu Pau in Bearn.

Meine Herren,

Ich finde in der Utrechter Zeitung, daſs Sie heuer den ordentlichen Preis für eine kurze Abhandlung in Proſa beſtimmet haben, in welcher unterſuchet werden ſoll: *Ob die Begierde, von*

von andern Uebels zu reden, eben ſo wohl von dem Stolze, als von der Bosheit der Herzen herkomme)?*

Ich werde Gelegenheit haben, Ihnen zu erzæhlen, wie ich bey dieſer Aufgabe durch einen ſonderbaren Zufall aufmerkſam geworden bin. Dieſer iſt die Urſache gegenwærtiger Schrift; aber zugleich auch die Urſache, warum ich bewieſen habe: *Daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre.*

In der That beweiſe ich alſo das, was Sie nicht wollen bewieſen haben. Aber ich hoffe, Sie, meine Herren, ſollen eben ſo groſsmüthig ſeyn, als es die Akademie zu Dijon war. Ja, ich habe vielleicht mehr Urſache, auf den geſetzten Preis Anſpruch zu machen, als Monſieur Rouſſeau hatte, da ich eine Leidenſchaft vertheidige, die uns allen ſo natürlich iſt, und da ich einen Satz behaupte, der dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zur Ehre gereichen muſs; an ſtatt, daſs Monſieur Rouſſeau etwas zu beweiſen ſuchte, welches alle königliche Akademien der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte um

*) In der Utrechter Zeitung Num. XXV. ao. 1754. L'Academie Royale de Sciences et des beaux Arts etablie à *Pau* dans le *Bearn* adjugera le Prix ordinaire de chaque année à une Ouvrage en Proſe, qui n'excédera pas une démie heure de lecture, et dont le ſujet ſera: *La médiſance, eſt-elle autant l'effet de l'orgueil, que de la malignité?*

um ihren Kredit bringen mufste, wenn die Welt feinen Beweis für Ernft angenommen hætte.

Aber ich glaube, dafs ich aufser diefem noch mehrere Verdienfte habe. Sie verlangen ausdrücklich, dafs man zu Vorlefung diefer Abhandlung nicht mehr, als eine halbe Stunde Zeit nöthig habe. Ein fchreckliches Gefetz für einen Deutfchen! und dennoch habe ich es genau beobachtet. Ich machte einen Verfuch damit, fo bald ich fertig war; ich las es auf meinem Zimmer laut, und es war nicht völlig eine Minute über die gefetzte Zeit, als ich zum Ende kam. Sie haben vergeffen, zu fagen, ob man langfam, oder gefchwind lefen foll? Ziemlich gefchwind habe ich gelefen, das ift wahr; ohngefæhr fo gefchwind, als ein junger Geiftlicher feine Meffe lieft, wenn er weifs, dafs eine artige Gefellfchaft mit dem Effen auf ihn wartet. Diefe Selbftverlæugnung verdient, wie mich dünket, noch wohl eine Belohnung.

Ich habe ein Recht zu verlangen, dafs Sie, meine Herren, mich fchadlos halten, da ich Gefahr laufe, bey meinen fchreibenden Landesleuten alle Achtung zu verlieren. Diejenigen in meinem Vaterlande, die mich kennen, werden mir gewifs vorwerfen, dafs ich meine Aeltern noch in ihrer Gruft befchimpfe. Denn mein Grofsvater, ein orthodoxer Mann, fchrieb Poftillen in Quart; mein feliger Vater fchrieb beynahe einen Zentner geheime Nachrichten in Folio vom fpanifchen Succeffionskriege; und ich, meine Herren, ich, der ich nach dem ordentlichen

chen Laufe der Natur wenigstens Opera omnia in Regal schreiben sollte, ich, fast schæme ich mich vor mir selbst, ich schreibe ein Werkchen in Octav, und dieses nur in der Absicht, mich dem Preise zu næhern, den Sie ausbieten.

Die Unbilligkeit will ich Ihnen nicht zutrauen, dass Sie mir den Preis um desswillen entziehen werden, weil ich ein Deutscher bin. Bey uns giebt man Ihren Landesleuten die Partheylichkeit Schuld, dass Sie behaupten, der Rhein bestimme die unübersteiglichen Grænzen des Witzes. Aus dem Erfolge werde ich sehn, ob dieser Vorwurf gegründet sey. Ich will es nicht hoffen; Ihnen, meine Herren, traue ich die Einsicht zu, dass sie von der Erfindsamkeit der Deutschen richtigere Begriffe haben werden. Deutsche waren es, die das Pulver, die America *), die die Buchdruckerkunst, ja, wo ich mich nicht ganz irre, so gar auch Acrosticha und Chronodisticha erfanden: und mit Ihrer Erlaubniss, meine Herren, ein Deutscher ist es der die Ehre hat, die unerhörte neue Wahrheit zu erfinden: Dass

*) Man hat sich, bey Gelegenheit dieser Stelle, im *Journal Etranger*, und zwar im *Novembre* 1754. viel Mühe gegeben, zu beweisen, dass die Erfindung der neuen Welt kein Werk für einen deutschen Kopf sey. Der Streit ist mir gleichgültig: ich bin schon zufrieden, dass man uns die Acrosticha und Chronodisticha nicht streitig gemacht hat, zu denen doch die Auslænder vielleicht noch mehr Recht haben dürften, als wir Deutsche.

Daſs die Begierde, von andern Uebels zu reden, nur aus einer edlen Menſchenliebe entſpringe.

Ich weiſs nicht, meine Herren, ob Sie in gegenwærtiger Ausarbeitung das Mühſame und Schwerfællige wahrnehmen werden, welches ihre witzigen Schriftſteller uns Deutſchen ſo gern Schuld geben. Ich ſollte es kaum meynen. So viel kan ich Ihnen bey meiner Autorparole verſichern, daſs ich zu dieſer Abhandlung nicht vœllige zwölf Stunden nöthig gehabt habe. Wenigſtens hat mir mein Barbier, der ein Mann von Einſicht iſt und den meiſten von der franzöſiſchen Kolonie den Bart putzt, die Schmeicheley geſagt: Meine Abhandlung ſey ſo leicht und flüchtig geſchrieben, daſs ſie wohl verdiene, von einem gebornen Franzoſen geſchrieben zu ſeyn.

Aber, wenn ich nun den Preis nicht erhalten ſollte? Der Gedanke iſt mir ſchrecklich! Ich weis nicht, was ich thun würde. Ræchen würde ich mich gewiſs. Bey den meiſten unſrer deutſchen Hœfe wollte ich Ihre ganze Akademie durch ſatyriſche Leberreime læcherlich zu machen; bey unſern Gelehrten wollte ich Sie durch Noten, Lesarten und Anmerkungen in Verachtung bringen; aber Sie, meine Herren, erſchrecken Sie vor meiner Rache, Sie wollte ich mit dem erſten Folianten, den ich ſchreibe, heimſuchen und Ihnen ſolchen zueignen, es müſsten denn, wie es beynahe das Anſehen gewinnen will, Ihre Gelehrten in kurzem auch Geſchmack an Folianten finden: alsdann würde

ich auf einem noch grœssern Format, mich zu ræchen, denken. Aber ich hoffe gewiss, alle diese Sorge wird vergebens seyn.

Ich habe die Ehre, mit der demüthigsten Hochachtung eines Autors, der um den Preis buhlt, zu seyn,

Meine Herren,

Ihr ergebner Diener.

Nachschrift:

Den Augenblick fællt mir ein Zweifel ein, der mich ausserordentlich unruhig macht, und der alle meine grossen Absichten zerstœren kann. Vielleicht versteht von Ihnen, meine Herren, kein einziger deutsch! und vielleicht haben Sie auch im ganzen Bearn niemanden, der es Ihnen verdollmetschen kann? Ich unglücklicher Autor! wie werden wir zusammen kommen? Latein zu schreiben ist in Deutschland fast gar nicht mehr mode, und in Frankreich ist es schon lange nicht mehr mode gewesen, es zu verstehen. Von Ihrer Sprache verstehe ich zu wenig, als dass ich es wagen mœchte, in selbiger zu schreiben. Ich dürfte Ihnen wohl zumuthen, deutsch zu lernen, damit Sie meine Schrift lesen und verstehen mœchten: denn fast in keinem Lande ist ein Autor, der seine Schrift nicht für wichtig genug halten sollte, den Auslændern dergleichen anzumuthen; aber ich kenne die Herren

ren Franzosen schon. Sie glauben, dass alle Deutsche reden, wie Ihre Schweizer, und um deswillen wollen Sie Ihre Gurgel nicht dran wagen, deutsch zu lernen. Was soll ich thun? Denn œkonomisch von der Sache zu urtheilen, muss mir mehr dran liegen, dass Sie mich verstehen, als Ihnen dran liegen kann, meine Schrift zu lesen. Wissen Sie was? Damit sie wenigstens vor den gothischen Characteren meiner Sprache nicht erschrecken; so will ich mich überwinden, die Abhandlung mit lateinischen Buchstaben drucken zu lassen. Sehn Sie, meine Herren, ich thue den ersten und wichtigsten Schritt: es ist billig, dass Sie den andern thun. Lernen Sie deutsch!

Beweis: daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre.

Es iſt gemeiniglich eine Folge unſrer hypochondriſchen Philoſophie, wenn wir diejenigen Handlungen der Menſchen, die wir ſelbſt zu begehen nicht im Stande, oder nicht geneigt ſind, dadurch verdæchtig zu machen ſuchen, daſs wir ihre Quellen vergiften und ihnen einen thœrichten oder laſterhaften Urſprung andichten. Wir empfinden bey dergleichen Entdeckungen der Fehler andrer Menſchen eine gewiſſe ſchmeichelhafte Beruhigung, die der Theolog ein zufriednes Gewiſſen, der Philoſoph das innere Bewuſstſeyn eigner Vollkommenheiten und ein Unpartheyiſcher einen menſchenfeindlichen Stolz nennet.

Es würde mir leicht ſeyn, dasjenige, was ich hier behaupte, weitlæuftiger zu beweiſen; aber ich muſs befürchten, daſs ich eben dadurch den Vorwurf, den ich andern machen will, zuerſt verdiene. Ich würde vielleicht einen ſehr gelehrten Beweis führen, daſs der Theolog aus einem frommen Stolze verdamme und der ſchlieſſende Philoſoph ſeinen eignen Hochmuth demonſtrire; aber was würde ich Ihnen, meine Her-

Herren, antworten kœnnen, wenn Sie mich fragten, ob ich dieſen gelehrten Beweis aus Demuth führte? Ob ich nicht in dem Augenblicke, da ich andre richte, über mich ſelbſt das Urtheil ſpræche? Ob ich nicht dadurch doppelt ſtrafbar wære, da ich eben den Fehler, den ich an andern ſo mühſam tadelte, aus Hochmuth und Eigenliebe ſelbſt begienge? Ein Vorwurf, bey dem nur ein Moraliſt nicht erræthen darf!

Ich erſuche Sie alſo, meine Herren, daſs Sie dasjenige, was ich hier geſagt habe, für nichts anders, als für eine gelehrte Aufgabe und für eine von denen problematiſchen Wahrheiten anſehen, welche eben ſo leicht nicht ſeyn kœnnen, als ſie ſind. Wenigſtens wünſche ich dieſes.

Da ich mich überwunden habe, dieſe Ehrenerklærung zu thun; ſo werde ich es wagen dürfen, öffentlich zu geſtehen, daſs ich bey mir ſelbſt überzeugt bin, daſs alle Handlungen der Menſchen, auch diejenigen unter ihnen, die den Sittenrichtern am meiſten verdæchtig ſind, aus einer guten Quelle, und, wenn ich meinen Gegnern ja noch was einræumen ſoll, aus guten, doch übelverſtandenen Abſichten herkommen.

Wie viel Ehre macht dieſe patriotiſche Entdeckung dem ganzen menſchlichen Geſchlechte! Wie tugendhaft werden die Menſchen, wie ſehr werden ſie wenigſtens zu entſchuldigen ſeyn! In dieſem Augenblicke ſchenke ich meinen Mitbürgern eine unendliche Menge rechtſchaffner

Mæn-

Mænner, die sie bisher entweder für Thoren, oder für Bœsewichter hielten. Die Laster fliehen, die Welt wird tugendhaft! Die Welt, über welche der Fromme seufzet und die der Weise verachtet: diese mache ich itzt dem Frommen und dem Weisen zur besten Welt.

Da ich gegenwærtig die Rolle eines Autors übernommen habe; so ist man schuldig, mir einen gewissen Hochmuth zu verzeihen, der den Autoren, und vornehmlich jungen Autoren, so wohl ansteht. Ich glaube, dass ich itzt an meinem Pulte, in einer Minute, eben die Thaten ruhig verrichte, welche zu verrichten Herkules so viele Iahre lang den grœssten Theil der Welt durchirren musste. Er reinigte die Welt von Ungeheuern; die Fabel sagt es; ist der Dienst, den ich der Welt leiste, weniger wichtig? Aber ich glaube auch, dass man die Fabel ganz unrecht versteht. Hætte Herkules wirklich gethan, was die Poeten von ihm erzæhlen; so würde er mehr ein gewaltthætiger Ræuber, oder wenigstens mehr ein Don Quixote des Alterthums, als ein Held gewesen seyn. Eine Heerde Ochsen zu plündern und einen Stall auszumisten; verdient dieses, vergœttert zu werden? Die Weisheit der Fabel hat unter diesen Erzæhlungen etwas viel wichtigers verborgen. Herkules war ein Weltweiser, der seine Schüler lehrte: dass die Handlungen der Menschen im Grunde tugendhaft und wenigstens durch die guten Absichten zu entschuldigen sind. Dieser Satz fand allgemeinen Beyfall. Nun war niemand mehr

laſterhaft. Vom æuſſerſten Ende Heſperiens bis an den Ganges ſahe man nichts als menſchenfreundliche Mitbürger, als tugendhafte Handlungen, als Vertraulichkeit, als Nachbarn, die einander entſchuldigten. Bittern Haſs, Verkætzerungen, denn auch die Prieſter des Saturnus verkætzerten ſchon, ungerechte Læſterungen; alle dieſe Ungeheuer des menſchlichen Geſchlechts rottete der Philoſoph aus. Dieſes waren die vergœtterten Thaten, die Herkules, der Weltweiſe, verrichtete, ohne vielleicht jemals aus ſeinem Vaterlande zu kommen. Das kriegeriſche Alterthum machte daraus einen bewaffneten Held, mühſame Abentheuer, Hydren, und, was das billigſte war, ihn endlich zum Gott.

So weit geht mein Ehrgeiz nicht. Die Schriftſteller haben das alte Recht, ſich ſelbſt zu vergœttern; aber auch dieſem Rechte entſage ich. Ich werde mich für vœllig belohnt halten, wenn Sie, meine Herren, meiner neuen Wahrheit Ihren Beyfall nicht entziehen, und wenn mein geſelliges Beyſpiel andre aufmuntert, die Handlungen ihrer Mitbürger als billig und gerecht zu vertheidigen, oder, wo ſie das nicht thun dürfen, ſie doch zu entſchuldigen. Wie ſehr wird dieſes der Menſchheit zur Ehre gereichen! Wie beneidenswerth würde dieſe glückliche Verwandlung unſern Vorfahren ſcheinen, wenn ſie zurückkommen und die Vollkommenheiten ihrer tugendhaften Kinder ſehen ſollten! Sie würden keine *Geizige* mehr finden, ſondern Patrioten, welche mitten unter ihren geſammelten

ten

ten Schætzen liebreich verhungern, um ihren Kindern, oder, welches noch eine stærkere Grosmuth beweist, ganz Fremden, die sie vielleicht nicht einmal kennen, Reichthümer zu hinterlassen, dass sie solche in Vergnügen und Ueberfluss zerstreuen kœnnen. Der Mann, den sie einen *ungerechten Richter* heissen, ist dieses nicht mehr, sondern ein theuer erkauftes Werkzeug der Gerechtigkeir: welche durch ihn den streitenden Partheyen ihre feindselige Thorheit kostbar machen will, um sie zu einem friedfertigen Betragen zu zwingen und welche zugleich durch die ungeschickten Aussprüche dieses Richters den Stolz der Gesetzgeber demüthiget, deren wohlüberlegte und weitaussehende Vorsicht oft durch ein geringes Geschenk vereitelt wird. Diese mürrischen Alten würden keine Ursache weiter haben, die Iugend vor dem Umgange mit *Frauenzimmer* zu warnen, deren Aufführung ihnen *verdæchtig* schiene. Sie würden œffentlich gestehen müssen, denn innerlich waren sie es ohnedem schon überzeugt, dass diese reizende Geschœpfe nichts thun, als die Natur predigen; dass sie nur der Iugend Gelegenheit verschaffen, die angeborne Empfindung ihres Frühlings zu geniessen; dass sie für das Vaterland sich selbst aufopfern, um die Mannspersonen von gefæhrlichen Ausschweifungen zurück zu ziehen; dass sie in trunkner Wollust sehr geschwind leben, dass sie wohl wissen, wie flüchtig diese Wollust sey. Sollten wohl unsre Alten noch so hart seyn, unsre Alten, deren Herz immer auch zærtlich war, sollten sie so hart seyn und die freund-

schaft.

schaftliche Wollust dieser kleinen dienstfertigen Geschœpfe mit dem beleidigenden Namen einer verführerischen Ausschweifung belegen?

Hier habe ich drey Proben gegeben, welche, wie ich hoffe, die Wahrheit meines Satzes deutlich genug unterstützen werden.

Der kurze Raum einer halben Stunde, den mir die Gesetze der Akademie verstatten, erlaubt mir nicht, weitlæuftiger zu seyn: ich würde es ausserdem mit Vergnügen, und gewiss nicht ohne Nutzen seyn, wenn ich durch noch mehrere Beyspiele zeigte, dass die Handlungen der Menschen, welche unsrer mürrischen Ernsthaftigkeit oft so verdæchtig sind, immer noch eine gute Seite haben, von welcher man sie der Welt zeigen kann, woferne man billig seyn will. Für itzt mag dieses genug seyn, mein Vorhaben zu rechtfertigen, da ich beweisen will: *dass die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder aus Hochmuth, noch aus Bosheit des Herzens, sondern aus einer wahren Menschenliebe herrühre.* Dieses zu beweisen, und von jenem den Ursprung zu zeigen, brauche ich weiter nichts, als Sie, meine Herren, von dem grossen Einflusse zu überführen, den diese Begierde, Uebels zu reden, in das Beste des gemeinen Wesens und in die Glückseligkeit eines ieden einzelnen Mitbürgers hat! Ein Beweis, welchen man sich von demjenigen gewiss in Erfolg versprechen kann, der Muth und Menschenliebe genug hat, den Geizigen zum Patrioten, den ungerechten Richter zum nützlichen Mitgliede des Staats, und Frauenzim-

mer von einem schlüpfrigen Charakter zu Priesterinnen der Natur zu machen.

Ich verzeihe es den angeerbten Vorurtheilen unsrer Welt, welche von dieser Begierde, Bœses zu reden, sich die fürchterlichsten Begriffe macht. Unsre Ammen, die uns Gespenster bereden, machen uns auch vor dieser Begierde zu fürchten: und in dem Augenblicke, da sie dieses thun, reden sie immer von ihren Nachbarinnen am meisten Bœses. Ein Beweis, dass die Triebe der Natur, denn eben darunter gehœren die Triebe, Bœses zu reden, sich niemals ganz unterdrücken lassen!

Unsre deutsche Sprache, so reich sie ist, ist doch zu arm, diese Pflicht, Bœses zu reden, mit einem anstændigen, wenigstens gelinden Worte, auszudrücken. Schmæhen, Læstern, Verunglimpfen, Splitterrichten, Verlæumden etc. dieses sind etwa die gemeinsten Ausdrücke, die man braucht, wenn man von dieser grossen Pflicht, Bœses zu reden, sich erklæren will. Lauter verhasste Namen! Aber ich halte dieses mehr für einen Fehler der Grammatik, als des Herzens. Wir sind von der Nothwendigkeit dieser Pflicht allzuwohl überzeugt, als dass wir im Ernste so verhasste Begriffe damit verknüpfen sollten. Unsre Aufführung widerspricht diesem am meisten. Denn zum Ruhme meiner Deutschen muss ich hier bekennen, dass wir in der Kunst, Bœses zu reden, es beynahe unsern Nachbarn gleich thun. Der Aberglaube der Maler hat diese mütterlichen Vorurtheile noch mehr gestærkt.

ſtærkt. Dieſe Herren ſind nicht allemal gewohnt, ihre Gemælde den Originalen gemæſs einzurichten. Sie ſchmeicheln den Leidenſchaften der Menſchen, oder kopiren denen nach, die vor ihnen gemalt haben. Und daher kœmmt es, daſs ſie alle Prinzen weiſe und groſsmüthig, alle Richter ehrwürdig, ernſthaft, alle Bræute mit einer reizenden Unſchuld, alle Geiſtliche fromm und heilig, alle Teufel mit Hœrnern und Schwænzen, und die Begierde, Bœſes zu reden, mit Schlangen und ſpitzigen Zungen malen. Lauter Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit.

Und würden wir wohl im Stande ſeyn, dergleichen übereilte Fehler zu begehen, wenn wir bedenken wollten, daſs die Begierde, Uebels zu reden, nichts anders ſey, als ein von der Natur uns vernünſtigen Geſchœpfen eingepflanzter Trieb, die wirklichen, oder auch die eingebildeten Fehler einzelner Menſchen, und wohl ganzer Geſellſchaften und Vœlker gemeiniglich auf eine luſtige, oft auch ernſthafte Weiſe, andern bekannt zu machen, um ſich und andre dadurch zu ergœtzen, denen, die dergleichen Fehler wirklich haben, einen Abſcheu dafür beyzubringen, andre, die ſie nicht haben, dafür zu warnen, einen ieden aber gegen ſich und andre aufmerkſam, einen ieden tugendhaft, oder doch vorſichtig, mit einem Worte, die ganze Welt zu guten Mitbürgern zu machen!

Ich empfinde in mir ſelbſt einen heiligen Schauer, wenn ich an die groſſe Pflicht, Uebels von andern zu reden, gedenke. Ein patriotiſches

ſches Mitleiden empfinde ich, wenn ich die unglückliche Blindheit derer erwæge, welche dieſe groſſe Pflicht nicht allein ſelbſt nicht beobachten, ſondern auch andern dafür einen Abſcheu beyzubringen ſuchen. Ein Werk der Natur, ein Werk, daſs ſie nur vernünſtigen Weſen vorzüglich gegœnnet hat, dieſes wollten wir den Menſchen entreiſſen? So ſtoſſen wir ihn herab zu den nicht denkenden Geſchœpfen, die die weiſe Natur dieſes Vorzugs unwürdig gehalten hat; ſo reiſſen wir die vornehmſte Stütze über den Hauſen, auf welcher das Vergnügen, die Sitten und das Wohl der Menſchen ſich gründen.

Ich hoffe, aus wahrer Menſchenliebe hoffe ich es gewiſs, das dieſe unerwarteten und doch unumſtœſslichen Wahrheiten bey Ihnen, meine Herren, einen beſondern Eindruck machen werden. Noch ſcheinen Sie zweifelhaft. Ueberwinden Sie ſich! Nehmen Sie eine Wahrheit an, deren Gewalt Sie fühlen. Ein Weiſer ſchæmt ſich niemals, ſeine Vorurtheile zu erkennen.

Geſtehen Sie es nur, meine Herren; Sie empfinden nunmehr das Unrecht, das Sie der ganzen menſchlichen Geſellſchaft angethan, da Sie den Trieb, von andern Uebels zu reden, in einem eitlen Hochmuthe und in der Bosheit des menſchlichen Herzens geſucht haben? Aber ich will Ihnen aufrichtig geſtehen, was ich zu Ihrer Rechtfertigung von Ihnen glaube. Waren Sie vielleicht ſchon von der Wahrheit meines Satzes überzeugt!? Wollten Sie etwan eine ſo neue Meinung noch nicht œffentlich wagen? Ver-

muth-

muthlich war es nur Ihre Absicht, den witzigen Kœpfen unvermerkt Gelegenheit zu geben, von der ganzen Welt Uebels zu reden, da Sie eine Handlung, die allen vernünftigen Geschœpfen so eigen ist, vom Hochmuthe und der Bosheit des Herzens ableiten sollten. Wie glücklich wissen Sie, meine Herren, den Menschen, auch wider Willen, auf seine Pflicht zurück zu führen! Ich bewundere diese Vorsicht, und sehe auch unter dieser angenommenen Maske den rechtschaffnen Patrioten.

Nunmehr, da ich Ihre wahre Absicht entdeckt habe, kann ich mit Ihnen schon ein wenig vertrauter reden, und ich habe weniger Ursache, dasjenige mühsam zu erlæutern, was ich bereits oben gründlich erwiesen habe. Was ich also hievon noch sagen werde, das sage ich nur in der Absicht, mich gegen Sie deutlicher zu erklæren, nicht aber in der Meynung, Ihnen eine Wahrheit begreiflich zu machen, von der Sie lange vorher überzeugt waren, noch ehe Sie mir die Gelegenheit wiesen, ihr selbst nachzudenken.

Diese neue Vertraulichkeit, die ich mit Ihnen itzt gestiftet habe, verbindet mich, Ihnen aufrichtig zu bekennen, was die Zweifel, die ich hier ausführe, bey mir zuerst veranlasst habe. Ich las in der Utrechter Zeitung die Stelle von Ihrer Aufgabe, mit eben der gleichgültigen Unachtsamkeit, mit der ich die Nachricht von den Actien der ostindischen Compagnie lese. In dem Augenblicke kam meiner Frau Bruder ins Zim-

Zimmer gestolpert, stürzte auf mich los, umarmte mich, fluchte sein Cadedis, und fragte mich mit gebrochnem Deutsche: wo hat der Donner deine Frau? Glauben Sie vielleicht, dass dieser Mensch aus dem Tollhause entsprungen sey? Unwahrscheinlich ist es nicht. Allein, mit Ihrer Erlaubniss, es war ein junger Deutscher, der den Augenblick aus Paris kam, wo er sich sechs Wochen lang aufgehalten hatte. Meine Frau empfieng ihn schwesterlich; aber das Erste, was er ihr sagte, waren ein paar Unflætereyen wegen ihrer Schwangerschaft. In diesem Tone fuhr er fort, und rühmte seine Ausschweifungen, die er in Paris begangen und die er auch wohl nicht begangen hatte. Alle verdæchtige Hæuser zæhlte er in einer so richtigen Ordnung her, wie Homer die Schiffe der Griechen. Wir erfuhren die schændlichsten Krankheiten, die er gehabt haben wollte, und von wem er sie bekommen, wenigstens eine Marquisinn musste diese seyn. Er vertraute uns, in welchen zweydeutigen Umstænden sein entkræfteter Kœrper noch itzt sey. Dieses alles sagte er uns mit einer faselnden Lebhaftigkeit, die man nur von einem Rasenden erwarten kann.

Meine Frau, welche sich nicht schæmt, eine vernünftige Christinn zu seyn, schlug die Hænde zusammen. Bist du es denn, Bruder? sagte sie, hast du denn vor Gott und vor Menschen keine Scheu? Du deutsche Bestie! war seine Antwort: Schwester, du weisst nicht, was Leben ist! komm mit nach Paris! Ihr Deutschen lebt hier so ordentlich und gesund, wie das liebe

Vieh,

Vieh, und daher kœmmt es, daſs ihr auch ſo denkt. Mit deiner Gottesfurcht! Die Religion eines ehrlichen Mannes, die laſſe ich noch gelten, das andre iſt alles Quakerey, hol mich der Teuſel Quakerey! Eure Pfaffen machen euch zu Narren. In Paris haben wir ein Sprüchwort - - - Meine Frau hielt ihm den Mund zu und lieſs ihn nicht weiter reden. Er ſchwieg endlich; aber das muſsten wir ihm erlauben, daſs er uns zwey Gaſſenlieder vorheulte, eines wider den Kœnig und das andre wider die Beichtzeddel.

Was halten Sie, meine Herren, von dieſem deutſchen Franzoſen? und von ſeiner Begierde Bœſes zu reden, von welchem gewiſs die Hælfte erdichtet war? Das meiſte Bœſe redete er von ſich ſelbſt; ſollte er das aus Hochmuth, oder aus Bosheit des Herzens gethan haben? Wie wenig wahrſcheinlich iſt dieſes! Aus Hochmuth konnte es nicht ſeyn: denn alles, was er erzæhlte, war zu ſeiner Schande. Aus Bosheit gegen ſich ſelbſt konnte es noch viel weniger ſeyn: denn das Zeugniſs kann ich ihm geben, daſs er nichts in der Welt ſo ſehr liebt, als ſeine kleine Perſon. Alſo muſste wohl noch eine andre Urſache übrig ſeyn, die ihn bewegte, Bœſes von ſich und ſeinen Freunden zu reden. Noch zweifelhafter machten mich die Gaſſenlieder, die er uns ſang. Wenn das Volk in Paris ſchændliche Lieder von dem ſingt, der ihnen ihr *Liebſter* iſt und darüber ſpottet, wovor es niederkniet; ſollte es dieſes wohl aus Hochmuth oder aus Bosheit thun? Das war mir unwahrſchein-

ſcheinlich. Ich dachte weiter nach, und endlich war ich ſo glücklich, dieſe neue Entdeckung zu machen, daſs die Begierde, Bœſes zu reden, aus einer ganz andern Quelle herzuleiten ſey.

Wenn ich beweiſen will, daſs dieſe Begierde, Bœſes zu reden, lediglich aus einer wahren Menſchenliebe herrührt; ſo habe ich nicht nœthig, etwas weiter zu thun, als daſs ich den unentbehrlichen Nutzen zeige, den ſie in der menſchlichen Geſellſchaft hat. Und beynahe iſt auch dieſes überflüſsig, da der gemeinſte Mann ſolches aus der tæglichen Erfahrung lernt. Ich will alſo weiter nichts thun, als meine Leſer an diejenige Empfindung erinnern, die Sie gehabt haben, ohne vielleicht aufmerkſam dabey geweſen zu ſeyn, weil ſie Ihnen gar zu gewœhnlich war.

Das Band der bürgerlichen Geſellſchaft, worauf ſich die ganze Republik gründet, iſt das Vergnügen, welches die Innwohner einer Stadt in dem Umgange mit einander empfinden. Der Satz iſt klar, und wer daran noch zweifelt, der ſtelle ſich eine Stadt vor, wo alle Thüren verſchloſſen bleiben, wo die Fenſter verhangen ſind, wo niemand auch nicht den Nachbar kennt, und wo derjenige, welcher nicht vermeiden kann auszugehen, doch nur im Finſtern ausgeht, um nicht geſehn und von niemanden angeredt zu werden. Dieſe traurige Stadt ſtelle er ſich vor. Würde *Peau*, würde *Leipzig* anders ſeyn, wenn ſeine Bürger nicht mit Vergnügen einer des andern Geſellſchaft ſuchten? Und würden ſie dieſes Vergnügen genieſsen, wenn ſie nicht eben dadurch

durch Gelegenheit fænden, Uebels von andern zu reden? Nur dieser Unterscheid ist dabey, dass eine iede Gesellschaft ihre eigne Art hat, Bœses zu reden.]

Der Greis seufzt über die schlimmen Zeiten; die Jugend über den Eigensinn und Geiz des Greises. Ehrwürdige alte Jungfern reden Bœses von den flatterhaften Mædchen, die schon gern sündigen und doch nur achtzehn Jahre alt sind; und diese lachen über die fromme Buhlerey der alten Heiligen. Die Bürger reden Bœses von den Pressungen und der Parteylichkeit des Magistrats; und dieser noch mehr Bœses von dem Ungehorsame und müssigen Leben des Bürgers. Der Narr redet Bœses von der Religion, und der Kætzermacher zankt sich mit dem Teufel. Der junge Marquis ist nie witziger und muthwilliger, als wenn er etwas Bœses von einem Philosophen erzæhlen kann, und der Philosoph untersucht, ob dieser Muthwille aus Hochmuth, oder aus Bosheit herrühre. Mit einem Worte: die ganze Stadt redet Uebels, und die ganze Stadt eilt mit Vergnügen in die Gesellschaften, wo sie es reden kann. Man nehme ihnen die Erlaubniss, Bœses zu reden, so nimmt man der Welt ihre Sonne.

Diejenigen, welche die unglückliche Leidenschaft des Spielens zu Sklaven gemacht hat, wissen sich immer damit zu entschuldigen, dass man alsdann, wann gespielt wird, nicht Zeit habe, Uebels von andern zu reden. Welche Thorheit! Einen Fehler damit entschuldigen, dass man eine Tugend unterlæsst! Aber ich will mir diese Art

der Entschuldigung zu Nutze machen. Die Begierde und die Gelegenheit, Bœses zu reden, ist ein bewæhrtes Mittel, unzæhlige Thorheiten zu vermeiden. Zu der Zeit, wenn die Gesellschaft Bœses redet, entfernt sie sich von der Seuche, zu spielen und ein mühsam verdientes Vermœgen durch einen unglücklichen Augenblick unter ængstlicher Hoffnung zu zerstreuen. Der Richter versæumt, ungerecht zu seyn, wenn er Bœses von andern redet. Der Advokat merkt es nicht, dass zween Nachbarn in vertraulicher Einigkeit leben, und læsst ihnen daher dieses Glück ungestœrt. Der Arzt, wenn er Uebels von andern spricht, vergisst sein Amt, und die Menschen bleiben leben.

Die erste Regel, die uns der Moralist einprægt, ist diese, dass man alle Mühe anwenden soll, sich und die Welt kennen zu lernen. Ist wohl eine bequemere Art, dieses zu lernen, als wenn man die Gesellschaften fleissig besucht, wo am meisten Bœses geredet wird? Man wæhle sich nur zwo der besten, und die besten sind diese, wo eine Betschwester oder ein Müssiggænger das grosse Wort führen: so lernt man die ganze Stadt kennen, und auch diese beiden Gesellschaften lerne man kennen, weil gewiss keine die andre schonen wird. *Philen* ist mildthætig. Er ernæhrt mit seinem eignen Brodte die Kinder einer Wittwe, welche der Mann in æusserster Armuth hinterliess, weil er zu ehrlich war. Philen hat wohl Ursache, mildthætig zu seyn, denn drey von diesen Kindern sind seyn. *Herkommann* ist ein Gerechtigkeit liebender Advokat,

wel-

welcher ſich ein Vergnügen daraus macht, Wittwen und Waiſen beyzuſtehen. Im Ernſt ? Warum nicht ? denn Herkommann iſt ein Erbſchleicher. Aber *Suffen*, der Patriot, wird doch ohne Tadel ſeyn ? Suffen, welcher mit Thrænen die Noth der Unterthanen ſieht, und der Regierung flucht ? Suffen iſt ein Miſsvergnügter, den der Hof beleidigt hat, weil er ihm das Amt nicht geben wollte, das er ſuchte, um die Unterthanen ſelbſt zu drücken. Wie lehrreich iſt die Schule derer, die von andern Bœſes reden! Ohne dieſe Geſellſchaft würde ich niemals Gelegenheit gehabt haben, den Philen, den Herkommann, den Suffen kennen zu lernen.

Aber werde ich auch Gelegenheit haben, mich ſelbſt kennen zu lernen? - - - Warum nicht ? mein Herr. Sind Sie allein ſo tugendhaft, oder ſo ehrwürdig, daſs man von Ihnen allein nichts Bœſes reden wird ? Ich mœchte es Ihnen wohl im Vertrauen entdecken, was man von Ihnen ſagt ; aber verdrüſslich müſſen Sie nicht werden. Man ſpottet über Ihre pedantiſche Mühe, die Sie ſich machen, andre kennen zu lernen. Der gute Menſch glaubt, er ſey weiſe genug, die Fehler andrer zu entdecken; bey der klugen und geſetzten Miene, die er ſich giebt, iſt es nur der Geiz und der Hochmuth, der ihn abhælt, laſterhaft zu ſeyn. In Geſellſchaft redet er wenig, damit man glauben ſoll, er ſey im Stande, ſehr vernünftig zu reden, wenn er ſich nur entſchlieſsen wollte zu reden. Sein Anzug iſt reinlich und ohne Pracht; aber

aber er hat keinen Kredit. Wenn er von der Religion mit Ehrfurcht ſpricht; ſo geſchieht es, um diejenigen in der Stadt auf ſeine Seite zu ziehen, deren Zorn am gefæhrlichſten iſt. Ungeachtet er unverheurathet iſt, ſo wird er doch niemals anders, als mit einer gewiſſen Ehrfurcht, vom weiblichen Geſchlechte reden; aber, wollen Sie etwan einen Roman wiſſen? In zwo Minuten will ich - - - Verzeihen Sie mein Herr; warum ſehen Sie ſo wütend aus? Sie verſtehn mich unrecht. Ich hatte gar nicht in Willens, Sie zu beleidigen. Nur aus Freundſchaft gab ich mir die Mühe, Ihnen das Bœſe wieder zu erzæhlen, das man in allen Geſellſchaften von Ihnen ſpricht. Sie ſollten das Glück haben, Sich kennen zu lernen, und nur in dieſer Abſicht redete ich ſo viel Uebels von Ihnen.

Und wenn die Begierde, Bœſes zu reden, weiter gar keinen Nutzen hætte, als dieſen, daſs ſie uns gegen andre und gegen uns ſelbſt aufmerkſam und vorſichtig macht; ſo verdiente ſie ſchon, auch dieſes einzigen Nutzens wegen, alle Hochachtung. So gar diejenigen, die am meiſten eigenſinnig und von dem Vorurtheile nicht abzubringen ſind, daſs die Begierde, Bœſes zu reden, ein Laſter ſey, auch dieſe würden ſie wenigſtens für ein ganz unentbehrliches Laſter halten, wenn ſie dieſen Nutzen gelaſſen überdenken wollten. Die Dieberey, ob ſie ſchon ihren eignen Gott hatte, war dennoch auch bey denen ein Laſter, die dieſen Gott anbeteten; und gleichwohl fanden die Lacedæmonier einen

ſo

so grosen Nutzen darinnen, daſs ihre Jugend schlechterdings eine Geschicklichkeit im Stehlen erlangen muſste, wenn man ihr nicht den Vorwurf machen sollte, daſs sie künftig ein sehr unnützes Mitglied des Staats seyn würde. O, machten doch diese Worte einen Eindruck in die Herzen unsrer Aeltern! O, kœnnten sie sich doch entschliessen, ihre Kinder, die ihnen die Natur anvertraut hat, in Zeiten an die wichtige Kunst, Uebels zu reden, zu gewœhnen! Zu ihrer eignen Ehre, zum Nutzen des Vaterlandes, und vornehmlich zum Nutzen ihrer Kinder würde es gereichen, wenn sie dadurch vorsichtig gegen sich selbst und gegen andre gewœhnt würden. Dieser Theil der Erziehung ist vornehmlich ein Werk der Mütter. Von ihren Hænden wird es das Vaterland fodern. Die Natur verlangt es selbst. Sollte wohl die Natur, die nichts umsonst thut, den Müttern die Triebe, Bœses von andern zu reden, umsonst so verschwenderisch mitgetheilet haben?

Es giebt wenige Fehler, die der menschlichen Gesellschaft so beschwerlich sind, als der Hochmuth. Der Hochmüthige selbst leidet dabey; aber derjenige noch mehr, der seinen Umgang nicht vermeiden kann. Der Theolog und der Philosoph, arbeiten gemeinschaftlich daran, das Herz des Menschen demüthig zu machen. Jener beweist es ihm aus Staub und Erde, und dieser noch gründlicher daraus, daſs unmœglich ein Ding zugleich seyn und auch nicht seyn kœnne. Für beide Beweise habe ich alle Ehrfurcht die

ein

ein unphilosophischer Laye für alle Theologen und Philosophen haben muss; und dem unerachtet bin ich verstockt genug, zu glauben, dass man einen Hochmüthigen dadurch, dass man Uebels von ihm spricht, in einer Viertelstunde weit zahmer und menschlicher machen kann, als durch eine lange traurige Predigt, und eine Reihe von finstern Schlüssen.

Ehe ich schliesse, werde ich Gelegenheit haben, hievon noch einmal zu reden. Bis dahin verspare ich es, weitlæuftiger zu seyn.

Ich übergehe zugleich noch eine unzæhlige Menge andrer Vortheile, welche ein ieder Mensch für sich und das ganze gemeine Wesen überhaupt dadurch erlangt, wenn einer von dem andern Uebels spricht. Da das Vergnügen, welches wir dabey empfinden, so gross ist: so ist wohl nichts geschickter, uns in den traurigen Stunden unsers Lebens aufzuheitern. Wir vergessen unsre eigne Thorheit, da wir uns mit der Thorheit andrer belustigen. Durch eine bestændige Uebung, Bœses von andern zu reden, machen wir den Witz lebhaft. Kann wohl bey unsern Zeiten etwas wichtiger seyn, als dieses, da ein lebhafter Witz mehr gilt, als ein scharfer Verstand? Auch diejenigen werde ich auf meiner Seite haben, die den Werth einer Sache finanzmæssig beurtheilen. Wie gross ist der Einfluss, den die Begierde, Uebels von andern zu schreiben, und dieses zu lesen, in Handel und Wandel hat. Holland ist nie reicher gewesen, als eben zu der Zeit, da alle Pressen be-

schæff-

schæfftigt waren, über die Schwachheiten eines alten Königs zu spotten, dessen Jugend ihm so schrecklich gewesen war. Holland zog durch diese Schatzung die Reichthümer ganzer Lænder zu sich, und gab uns dafür seinen Witz. Peter Marteau in Kœln, den die witzige Welt auch alsdann noch nennen wird, wenn seine Schriftsteller længst vergessen sind, der ward reich, und wodurch anders, als durch die Begierde der Welt, Bœses zu reden?

Sollte wohl, meine Herren, noch jemand an der Wahrheit meines behaupteten Satzes zweifeln, dass diese Begierde, Bœses von andern zu reden, einen unendlichen Einfluss in die Glückseligkeit eines ganzen Staates habe? Und müssen Sie nunmehr nicht gestehen, dass eine Handlung, welche der Grund der menschlichen Gesellschaft ist, welche das Vergnügen über alle Familien ausbreitet, welche uns Gelegenheit schaft, andre und uns selbst kennen zu lernen, welche uns aufmerksam und vorsichtig macht, welche den Stolz des menschlichen Herzens so sehr demüthigt, welche macht, dass wir das Bittre dieses kümmerlichen Lebens vergessen, welche ganze Lænder bereichert und die Seele eines Staats belebt, müssen Sie nicht gestehn, sage ich, dass eine solche Handlung keinen geringern Ursprung, als die Menschenliebe, haben kann, und dass derjenige wohl verdient, als ein wahrer Patriot verehrt zu werden, der sich angelegen seyn læsst, diese Handlung allgemein zu machen?

Ich erſuche Sie, meine Herren, noch um eine kleine Aufmerkſamkeit, und bitte mir die Erlaubniſs aus, gelehrt zu ſeyn. Ich habe mir dieſe ganze Zeit über Gewalt angethan, mit meiner Gelehrſamkeit an mich zu halten: længer iſt es mir nicht mœglich. Ich ſtehe zu viel aus. Ich muſs mich ſchlechterdings meiner Beleſenheit entſchütten, oder ich erlebe den Preis gewiſs nicht, den ich von ihrer Akademie erwarte. Ich will Ihnen die Wahrheit meines Satzes aus dem Alterthume unterſtützen. Mit einem Worte, ich muſs allegiren, denn ich bin ein Gelehrter. Ich werde Ihre Geduld nicht miſsbrauchen, darauf kœnnen Sie ſich verlaſſen.

Die Götter würden ohne den Momus *) einen ſehr unvollkommnen Himmel gehabt haben. Es war iemand unter ihnen nöthig, vor deſſen Begierde, Bœſes zu reden, ſie ſich ſcheuen muſsten. Ihr Umgang würde endlich zu ſchlæfrig geworden ſeyn; ſie würden zu wenig auf ſich ſelbſt Achtung gegeben haben.

Dieſes ſahe Julian **) wohl ein. Damit es an der Tafel ſeiner Götter nicht zu traurig ſeyn mœchte, ſetzte er den Silen an die Seite des Bac-

*) Momus, μωμος, Deus reprehenſor Heſiodo, in Theogonia. Was ich ſonſt noch hievon hætte ſagen kœnnen, das findet der geneigte Leſer in Baſilii Fabri Sorani Theſauro eruditionis ſcholaſticae.

**) Vid. ΙΟΥΛΙΑΝΟΥ ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΟΣ Καισαρες.

Bacchus: denn ohne ihn würde auch Bacchus, der Gott der Freuden, schlæfrig geworden seyn. Silen müſste von den Göttern und von den Kaisern Uebels reden, und die Götter vergnügten sich dabey *). Wollen wir Menschen über eine Sache eifern, die Jupiter sich selbst gefallen læsst? Wollen wir ein Vergnügen von uns verbannen, ohne welches auch die Götter nicht aufgereimt seyn kœnnen?

Die Fabel vom Prometheus **) hat man bisher ganz unrecht verstanden. Sie sagt, er habe Menschen geschaffen. Kœnnen wir dieses nach den Worten nehmen, da wir wissen, daſs Menschen waren, ehe Jupiter und Prometheus geboren wurden? Die Begierde, Bœses zu reden, war damals nur ein Vorzug der Götter. Prometheus lernte es unter ihnen und brachte dieses Ge-

*) Παντων ουν των Θεων κυκλω καθημενον ὁ Σειληνος, ἐρωτικως ἐχειν δοκων μον του Διονυσου καλου και νεου, και τω πατρι τω Διι παραπλησιου, πλησιον αὐτου, τροφευς τι δια και παιδαγωγος καθηστο, τατ' αλλα φιλοπαιγμονα και φιλογελωπα και χαριτοδοτην ὀντα τον Θεον ευφραινων, και δη και το σκωπτειν τα πολλα; και γελοιαζειν.

**) Prometheus Iapeti, vnius ex Titanibus et Climenes Filius. Fabula nota ex Hesiodo et Metamorphosi Ouidii. Wie viel kœnnte ich hier abschreiben, wenn ich wollte!

Geheimniss unter die Menschen. Dadurch machte er sie gesellschaftlich, vorsichtig, witzig, mit einem Worte, er machte sie menschlich. Dieses, und nichts anders, war das Feuer, das er vom Himmel entwandte, und wodurch er die kalten und schlæfrigen Menschen belebte. Durch dieses Feuer, durch diesen vom Himmel entwandten Trieb, Bœses zu reden, schuf er die Menschen, die vorher nur Kreaturen waren, zu vernünftigen Kreaturen und machte sie den Göttern æhnlich *). Jupiter ward eifersüchtig darüber. Sonst hatte er nur Ursache gehabt, sich vor den zusammengesetzten Kræften der rebellirenden Menschen zu scheuen; nun ward ihm auch ihr Witz furchtbar. Für die Verrætherey sollte Prometheus büssen. Dass er die Menschen glücklich und witzig gemacht, dass er die Begierde, Bœses zu reden, dieses Feuer vom Himmel entwandt hatte, das durfte Zevs nicht bestrafen; seine missgünstige Eifersucht würde zu merklich gewesen seyn: man suchte also, so lange man konnte, einen scheinbaren Vorwurf zur Ungerechtigkeit. Er hatte dem Jupiter Knochen für Fleisch vorgelegt **), dafür sollte er büssen.

*) *Lucian*, im Gespræche: *Prometheus* oder Caucasus: Ἐγω δε - - ἐνενοησα ὡς ἀμεινον ειη ὀλιγον ὁσον του πηλου λαβοντα, ζωα τινα συστησασθαι και ἀναπλασαι (dass muss alles figürlich verstanden werden:) τὰς μορφας μεν ἡμιν ἀυτας προσεοικοτα - - Ταυτ' ἐστιν ἁ μεγαλα ἐγω τους Θεους ἠδικηκα.

**) Lucian hat im nur angeführten Gespræche alle Klagen

büſsen. Man fühlte gleichwohl, daſs dieſe Urſache lœcherlich war: er hatte alſo Menſchen geſchaffen, boshafte Geſchœpfe, und beſonders Frauenzimmer *). Aber würde Jupiter Gelegenheit gehabt haben, ſich bald in einen Stier, bald in einen Schwan zu verwandeln, wenn Prometheus

gen zuſammengenommen, wenn er den Mercur mit dem Prometheus dieſe Unterhandlung halten læſst: ΠΡΟΜΗΘ. Ω Κρονε καὶ Ἰαπετε, καὶ συ, Γῆ μητερ, οἱα πεπονθα ὁ κακοδαιμον, ουδεν δεινον ειργασμενος; ἙΡΜ. Ὀυδεν δεινον ειργασω, ὡ Προμηθευ, ὁς πρωτα μεν την νομην των κρεων ἐγχειρισθεις, ουτως ἀδικον ἐποιησω καὶ ἀπατηλην, ὡς ἀυτο μεν τα καλλιςα ὑπεξελεσθαι, τον Δια δε παραλογισασθαι, ὁσα κακυψας ἀργετι δημω; - - ἐπειτα δε τους ἀνθρωπους ἀνεπλασας, πανουργοτατα ζωα, καὶ μαλιςα γε τας γυναικας. Ἐπι πασι δε το τιμιωτατον κτημα των Θεων (Dieſe Worte ſind wohl zu merken) το πυρ κλεψας, καὶ τουτο ἐδωκας τοις ἀνθρωποις. Τοσαυτα δεινα ἐιργασμενος, φῄς, μηδεν ἀδικησας δεδεσθαι; κ. τ. λ.

*) In dem darauf folgenden Geſpræche des Lucians, zwiſchen dem Prometheus und dem Jupiter, findet dieſer daſs grœſste Verbrechen darinnen, und ſagt dem Prometheus, er habe noch viel ſchwerere Feſſeln und ſchwerere Strafen verdient: ἀνθ᾽ ὡν τοιαυθ᾽ ἡμιν ζωα τους ἀνθρωπους ἐπλασας - - και τας γυναικας ἐδημιουργησας.

theus dieſes grauſame Verbrechen nicht begangen hætte *)? Prometheus blieb immer unſchuldig: man muſste alſo das wahre Verbrechen nennen. Er hatte das Feuer vom Himmel geſtohlen und es den Menſchen mitgetheilt **). Ohne ſich nunmehr weiter entſchuldigen zu dürfen, (denn ein Prinz, der Unrecht hat, læſst ſich zum dritten male nicht widerſprechen) ward er aus dem Himmel geſtoſsen und vor den Augen der beneidenswürdigen Menſchen, ſeiner Geſchœpfe, an den Caucaſus geſchmiedet ***). Kœnnen Sie es

*) Ich bleibe beym Lucian, weil ich ihn einmal vor mir liegen habe. Prometheus ſagt: ὁ δε μαλιςα με πνιγει, τυτ ἐςιν᾽ οἱ μεμφομενοι την ἀνθρωποποιϊαν, και μαλιςα τας γυναικας, ἱμως ὁρατε ἀυτων, και ὐ διαλειπετε κατιοντες, ἀρτι μεν ταυροι, ἀρτι δε σατυροι και κυκνοι γενομενοι θευς ἐξ ἀυτων ποιειϑαι ἀξιυντες.

**) Vulkan war darüber am meiſten empfindlich. Seine Verbitterung wider den Prometheus gieng ſo weit, daſs er nicht einmal ſein Richter, ſondern ſein Anklæger ſeyn wollte. Μα Δι, heiſst es: ἀλλα κατηγορον ἀντι δικαςυ, ἰϑι με ἑξων, ὁς το πυρ ὑφελομενος ψυχραν μοι την καμινον ἀπολελοιπας. Kann man dieſes wohl nach dem todten Buchſtaben verſtehn, ohne etwas ungereimtes zu denken?

***) Dieſes ſagt der Anfang des lucianiſchen Geſpræchs. Ich kœnnte ihn auch abſchreiben. - - Eheu! iam ſatis eſt! Gelehrt genug ſehn meine Noten aus, ſo ge-

es verantworten, meine Herren, wenn Sie ein Geschenk des Prometheus verdæchtig machen wollen, welches die Götter nur für sich allein zu besitzen wünschten, welches sie den Sterblichen missgœnnten und worüber der grossmüthige Prometheus zum Mærtyrer werden musste?

Bey den weisen und vernünftigen Griechen war die Kunst, Uebels zu reden, ein Theil des öffentlichen Gottesdienstes. Mænner und Weiber stunden bey den Eleusinischen Festen zu beiden Seiten der Brücke, und sagten denen, die in Procession über diese Brücke giengen, die bittersten Vorwürfe *). Gleiche Freyheit hatte das Volk bey den Ithyphallischen Festen **). Den Ephesiern war zu dergleichen feyerlichen Muthwillen ein Tag im Januar heilig. Das

gelehrt, dass, so Gott will, sie niemand lesen wird. Aber ich lese sie selbsten: und ein wahrer Gelehrter schreibt allemal mehr für sich, als für andre.

*) Vid. Meursius Attic. Lect. V. 31. Graecia feriata p. 73. Eleusin. 27. Casaubonus ad Strabon. p. 400. Suidas in Γεφυριζων et Αχαια, et ibi Kuster. Kuster ad Aristoph. Acharn. v. 709. Bochart. Geogr. Sacr. S. II. L. 1, c. 21. Valckenner. Animadu. ad Ammonium p. 209. Hesychius v. Γεφυρισται et ibi Alberti. Wie gelehrt muss der Mann seyn, der so viel Titel von Büchern weis! werden meine Leser von mir denken, wenn sie billig sind.

**) - - - Sed truncum forte dolatum,
Arboris antiquae numen, venerare Ithyphalli.
Columell.

traur'ge Beyſpiel des Thimotheus hætte Sie, meine Herren, wohl abſchrœcken ſollen, wider dergleichen Freyheit zu eifern *).

Auch bey den Römern hatte die Gewohnheit, Bœſes zu reden, einen heiligen Urſprung **). Man ſuchte die erzürnten Götter durch Spiele zu verſœhnen, welche der Grund zu den Feſcenniniſchen Bitterkeiten und vielen feyerlichen Gelegenheiten waren, von andern Uebels zu reden. Cæſar, welcher Gallien und Germanien zitternd gemacht hatte, war bey dem öffentlichen Einzuge eine Spœtterey ſeiner eignen Soldaten. Seinen Stolz zu demüthigen, ſeine Fehler ihm mitten unter dieſem ſchmeichelnden Pompe erinnerlich zu machen, ihm zu zeigen, daſs er noch ein Menſch ſey, dieſen Zweck zu er-

*) Epheſii die 22. januarii celebrabant feſtum καταγωγια dictum, quo licebat honeſtos quosque viros et foeminas verbis et factis vexare et inſultare. Quod cum Timotheus, ad quem Paulus epiſtolam ſcripſit, tollere vellet, trucidatus a plebe fuit. Conf. du Cange Gloſſ. Graec. ſub Καταγωγια.

**) Liv. Lib. VII. c. 2. etc. Et hoc et inſequenti anno peſtilentia fuit. - - quum vis morbi nec humanis conſiliis nec ope diuina leuaretur, victis ſuperſtitione animis ludi quoque ſcenici - - inter alia coeleſtis irae placamina inſtituti dicuntur - - ludiones ex Etruria acciti - - imitari deinde eos iuuentus ſimul inconditis inter ſe iocularia fundentes verſibus coepere - - Iuuentus hiſtrionibus fabularum actu relicto, ipſa inter ſe more antiquo ridicula intexta verſibus iactitare coepit. etc.

erlangen, sangen sie bey seinem Triumphwagen öffentlich: er sey ein kahler Ehebrecher*). Ein schrecklicher Vorwurf für einen Kaiser, der sich über keine von seinen Handlungen, aber über seinen kahlen Kopf untrœstlich, schæmte **)!

 Wün-

*) Sueton. in Cæs. c. 51. Ne prouincialibus quidem matrimoniis abstinuisse vel hoc disticho apparet, iactato aeque a militibus per Gallicum triumphum:

Urbani, seruate vxores, moechum caluum adducimus.
Aurum in Gallia effutuisti, (ein vornehmer Trost für unsre junge Deutsche, die nach Paris reisen,) heic sumsisti mutuum.

Im 49. Cap. sagt Suedon: Gallico denique triumpho milites eius inter caetera carmina, qualia currum prosequentes iculariter canunt, etiam vulgatissimum istud pronunciauerunt:

Gallias Cæsar subegit, Nicomedes Cæsarem, etc.

**) Caluitii deformitatem iniquissime tulit, saepe obtrectatorum iocis obnoxiam expertus. Ideoque et deficientem capillum reuocare a vertice assueverat, et ex omnibus decretis sibi a senatu populoque honoribus, non aliud aut recepit aut vsurpauit libentius, quam ius laureae perpetuo gestandae. Suet. in Caes. c. 45.

Dieser war auch einer von den bittersten Vorwürfen des Silens, da er vom Cæsar sagte: Και γαρ, ὡς ὁρας, ἐςι μεγας και καλος, ἐμοι γουν, ει και μηδεν ἀλλο, τα γουν περι την κεφαλην ἐςι προσομοιος. S. Iul. Cæs.

Wünſchen Sie es nicht, meine Herren, daſs ich anfange, von den Saturnalien zu predigen *). Sie würden erſchrecklich viel Gelehrſamkeit auszuſtehen haben. Ich würde von dem Jupiter, da er noch als ein Kind den Zæhnen ſeines Vaters entfloh **), anfangen und beym Davus des Horaz aufhœren, und vielleicht da noch nicht aufhœren ***).

Alle dieſe gelehrte Nachrichten, die ich hier angeführt, und die ich aus Mitleiden gegen Sie auch nicht angeführt habe, erlæutern meinen Satz, daſs die Erlaubniſs, von andern Bœſes zu reden, vornehmlich auch dieſe Abſicht gehabt, diejenigen in einem gewiſſen Grade der Demuth zu erhalten, welche das Glück, oder ihre Tapferkeit ****), oder ihre Weisheit weit über andre Menſchen zu

*) V. Macrobium, Athenaéum, und alle Gelehrte, die dieſe beide geplündert haben.

**) Πρωτον δε φασι, Ρεαν ἡσθεισαν τῃ τεχνῃ . . . και ὑ τα μετρια ὠνατο της τεχνης αὐτων. ὁι γαρ τεριορχυμενοι, διεσωσαντο αὐτῃ τον Δια, ὡςε και σωτηρια εἰκοτως ἀν ὁ Ζευς ὁ φειλειν ὁμολογοιη αὐτοις ἐκφυγων δια την αὐτων ὀρχησιν τυς πατρωυς ὀδοντας. S. den Lucian vom Tanzen.

***) Horat. Sat. 7. Lib. II.

****) - - - - - - - - et ſibi conſul
Ne placeat, curru ſeruus portatur eodem.

Wer von meinen Leſern nicht begreifen kann, wie dieſe Stelle hieher kœmmt, der bedenke nur, daſs ich den Iuvenal noch nicht angeführt hatte.

zu erheben scheinen. Wie heilig *) sollten uns diejenigen Mittel seyn, welche die Menschen so tugendhaft machen!

Weil man nur von griechischen und lateinischen Sachen gelehrt reden kann: so will ich mich bey dem nicht aufhalten, was ich zum Beweise meines Satzes aus den folgenden und neuern Zeiten anführen kœnnte. Ich finde darinnen unzæhliche Exempel.

Der König der Britten wird von den witzigen Kœpfen und Bootsknechten in London alle Tage daran erinnert, dass er ein Mensch sey. Nirgend ist seine Majestæt kleiner, als auf der Themse.

War bey Ihnen in Frankreich, das berühmte Narrenfest etwas anders, als eine Schule der Demuth für die Geistlichen Ihres Landes? Sie war ein wenig ausschweifend und beynahe rasend, ich kann es nicht læugnen; aber eben diese Raserey hatte einen mystischen Verstand, den Herr Tilliot nicht wahrnehmen wollte, weil er gar zu vorsichtig war **).

Ich wundre mich, dass die Englænder und auch Ihre Landsleute, uns Deutschen die Hofnar-

*) Der berühmte Rabbi Ben-Maimon in seinem סֵפֶר הַמְּצְוֹת sagt hievon nicht ein Wort.

**) Memoires pour servir a l'histoire de la Fête des Foux, qui se faisoit autre fois dans plusieurs eglises, par Mr. du Tilliot.

narren vorwerfen *), welche bey uns so einen grossen Theil der fürstlichen Belustigungen, und dieses mit Recht, ausmachen. Sie suchen darinnen einen Beweis eines unausgearbeiteten Geschmacks? ich aber sehe sie an als einen Beweis der deutschen Freyheit, die uns billig so sehr am Herzen liegt, und die wir, besonders gegen Sie, meine Herren, nicht eifersüchtig genug vertheidigen kœnnen. Ich kœnnte zum Ruhm unsrer autorisirten Narren sehr vieles sagen; aber das ist schon Ruhm genug, dass sie den Beyfall unsrer Fürsten mit Lachen erlangen, um welchen sich so viele Hofleute Zeitlebens ængstlich und kostbar, und oft wohl umsonst bemühen. Es ist wahr: die Scherze dieser Narren sind immer niedrig; aber wie vortheilhaft ist dieses für den Witz mancher Hofleute, die auch scherzen! Werfen Sie uns nicht vor, dass ihr Anzug etwas barbarisches und gothisches an sich habe. Bey uns gehen die Narren buntschæckig und reden albern; In Frankreich gehen sie schwarz und plappern die witzige Sprache eines jungen Abbé; In Engelland hüllen sie sich in einen Frok und murren politisch: mit einem Worte, iedes Land hat seine Narren, nur gestehn sie es nicht in allen Lændern. Alle diese Vorzüge unsrer deutschen Hofnarren und noch hundert andre, übergehe ich mit Stillschweigen, und will nur dieses erinnern, dass sie wegen ihrer privilegirten Freyheit, Uebels zu reden, einem Hofstaate ganz unent-

*) Von hundert Stellen will ich nur das XLVII. Stück im I. Theile des englischen Zuschauers anführen.

enthehrlich zu seyn scheinen. Der Hofmann muss sich scheuen, Thorheiten zu begehen, um ihren öffentlichen Vorwurf zu vermeiden; und der Prinz lernt durch dieses Mittel seine Hofleute kennen, die sich sonst so wohl vor ihm zu verstellen wissen. Ia sich selbst lernt der Prinz durch dieses Mittel kennen, welches noch weit schwerer ist. Mit einem Worte: derjenige weise Spruch: *wenn man die Wahrheit nirgends fænde, so muss man sie doch bey den Prinzen finden!* dieser weise Spruch, den man so oft hœrt und doch so oft nicht versteht, redet nur von unsern deutschen Hofnarren!

Welches alles zu erweisen war!

Vielleicht haben Sie, meine Herren, in Willens, mir noch einige Einwürfe wider den bisher behaupteten Satz von der edlen Quelle der Begierde, Bœses zu reden, und wider den allgemeinen Nutzen zu machen, den diese Begierde über die ganze menschliche Gesellschaft ausbreitet. Sie wollen etwan sagen: ich hætte einen deutlichern Unterschied fest setzen sollen, zwischen der nothwendigen Verbindlichkeit, andern ihre Fehler liebreich vorzuhalten und zwischen der boshaften Neigung, die Uebereilungen andrer auszubreiten, oder gar denen, die unschuldig sind, Fehler anzudichten; ich hætte das Heilige einer vernünftigen und bessernden Satyre mit dem niedertræchtigen Splitterrichten und den Pasquillen des Pœbels nicht vermengen sollen; es sey eine Tugend, offenherzig zu seyn, es sey eine wichtige Kunst, diese Offenherzigkeit durch

durch einen muntern und lebhaften Scherz angenehm und zugleich die bitterſten Wahrheiten erträglich zu machen; aber eben dieſe Kunſt ſey unendlich weit von derjenigen unterſchieden, welche man mit keinem gelindern Namen, als mit dem Namen einer niederträchtigen Verunglimpfung belegen könnte; dieſe ſey ein Grund zu ewigen Verbitterungen zwiſchen denen, die ſonſt die beſten Freunde waren; niemand ſey empfindlicher, wenn Böſes von ihm geredet werde, als derjenige, der es von andern am meiſten rede, und dieſer verdiene es doch am meiſten; ein Menſch, der in den Geſellſchaften herumſchleiche, Unſchuldige zu läſtern, ſey weit gefährlicher, als jener, der uns den verborgnen Dolch in die Bruſt ſtößt; die abſcheulichſten Verbrechen - - -

Gut, meine Herren! ich verſtehe alles, was Sie ſagen wollen! Ich könnte Sie widerlegen; aber ich ſehe an meiner Uhr, daſs ich ſchon eine Minute länger geredet habe, als es die Geſetze der Akademie erlauben. Ich würde noch eine halbe Stunde Zeit nöthig haben, Ihnen Ihren Irrthum zu benehmen; aber darüber würde ich den aufgeſetzten Preis verlieren. Glauben Sie denn, daſs ein Philoſoph um deswillen ſchreibt, damit er Wahrheiten ausfindig mache? Er ſchreibt, um bezahlt zu werden: und ich, meine Herren, ich bin ein Philoſoph!

Real-

Realregister.

Vorbericht des Verlegers.

Ich habe, wie es bey uns immer gewœhnlich ist, vorstehende Schrift von einer unbekannten Hand zugesendet bekommen. Der Verfasser bittet mit einer wahren Autordemuth, dass ich mich entschliessen möchte, sie zum Drucke zu befördern; er thut dieses auf eine so verbindliche Art, dass ich unmöglich so hart seyn können, ihm sein Bitten abzuschlagen. Inzwischen befürchte ich, wenn ich es aufrichtig gestehen soll, dass ich dabey schwerlich auf meine Kosten kommen dürfte. Ich weis in der That nicht, was ich aus dem Werkchen eigentlich machen soll. Es scheint mir ein Zwitter von Witze und von Gelehrsamkeit zu seyn. Und ich weis nicht, ob ich es sagen darf: beynahe bin ich auf die Gedanken gekommen, dass es, ich möchte mich zwar nicht gern an den Herrn Autor versündigen, aber, wie gesagt, Gott gebe, dass ich lüge, mit einem Worte, ich halte es gar für eine Satyre! Mein Herr Gevatter, ein Mann, der nicht unrecht ist und immer weiter sieht, als andre, findet sehr vieles darinnen, das sich auf die korsischen Unruhen bezieht. Das dæchte ich nun eben nicht, wenigstens steht nicht ein Wort von den Korsen darinnen; aber der Henker mag den Schriftstellern trauen. Dem sey aber, wie ihm sey, ich

ich halte es für eine gelehrte Abhandlung : denn witzig kann sie unmöglich seyn, weil so erschrecklich vieles Griechisch darinnen steht. Inzwischen ist es wahr, dass sie weit über die Hælfte sehr ungelehrt aussieht : denn auf den ersten Seiten ist nicht eine einzige kleine Note. Das ist noch mein Trost, dass sie lateinisch gedrückt ist. Aber zur Hauptsache zu kommen, damit dieses Büchlein eine recht gründlich gelehrte Miene erlangen und auch denen nützlich seyn möge, welche, als mænnliche Gelehrte nicht den spielenden Witz, sondern das Solide lieben; so habe ich mir die Mühe gegeben, bey einer Pfeife Tabak einen Versuch von nachstehenden Realregister daraus zu fertigen, dass ich künftig weiter ausführen werde. Der unbekannte Herr Autor wird mir diese Freyheit nicht ungütig nehmen. Hætte ich gewusst, wo er anzutreffen wære, so würde ich ihn um Erlaubniss hiezu gebeten haben. Aber der Himmel mag wissen, unter welchem Dache er steckt: denn, als ein witziger Autor, der er doch wohl seyn will, wohnt er vermuthlich fünf Treppen hoch. Wie gesagt, das Realregister habe ich selbst dazu gemacht. Sollte der Herr Autor den Preis von der Akademie zu Pau erlangen ; so will ich nun eben nicht sagen, dass er ihn in Ansehung meines Realregisters erlangt habe ; aber man weis doch das zehntemal die Ursachen nicht, warum etwas in der Welt geschieht. Inzwischen mag er ihn behalten.

Ver-

Versuch eines Realregisters.

Advokate,
Gewissenhafter, ist einmal einer gewesen 24. Ob das Ernst sey? ibid. ist als ein ehrlicher Mann verhungert 25. Ein Kennzeichen einer weisen Regierung, wo die Advokaten verhungern 26. Sind einem Staate nothwendig 27. Geschichte von Heuschrecken 27. Von welchen Advokaten eigentlich die Rede sey? 58. Warum die Richter wider die Advokaten eifern? 30. Die Fabel vom Wiesel und der Katze. ib. Anatomie eines Advokaten 39.

Akademie,
Die zu Dijon ist grosmüthig 5. die zu Pau soll sich daran spiegeln ib. Der Autor ist in Leipzig zu erfragen ib. Der Autor droht, die Akademie læcherlich zu machen 9. Wie er sich sonst an der Akademie ræchen will, wenn er den Preis nicht kriegt 10. In diesem Falle schreibt er nur für die Ehre, und ist zu gros, als dass er sich aus dem Preise etwas machen sollte 11. Klagen des Autors über die Parteylichkeit der Franzosen 12. Will diese Klagen widerrufen, wenn er den Preis kriegt ib.

Autor
ist demüthig 3. und droht ib. kœnnte sich selbst vergöttern 9. will es aber nicht thun ib. schreibt nur wegen der Ehre 7. bittet flehentlich um den Preis 7. 8. 9. 10. 11. 29. 30. 32. Autor schæmt sich

sich 5. in welchen Fællen sich ein Autor schæmen dürfe 6. Autor beweist gründlich 8. denkt mit den Fingern 9; Autor giebt seinen Gegnern einen Stich 15. schimpft ib. hat noch mehr Verdienste 19. ist berühmt ib. schreibt mehr für sich, als für andre 20. ist mit sich wohl zufrieden 14.

Autorparole

siehe Meineide.

Ammen

lehren uns die Gespenster 19. Vom Einflusse der Ammen in unsern Gemüthscharakter 20. Wie die Amme eines Kunstrichters gewesen seyn müsse 21.

Betschwestern

sind würdige Præsidentinnen in der Gesellschaft, wo Uebels geredet wird 24. Warum die lüderlichsten Weibspersonen in ihrem Alter die grausamsten Betschwestern werden? 39.

Belustigung

Ob aus der Belustigung eines Menschen sein Gemüthscharakter zu schliessen 9. Wird verneint ib. und mit Exempeln bewiesen ib. Gelehrte belustigen mit sich selbst 10.

Bibliothek

ist eine Art von Tapeten 15. Ein deutscher Graf fodert sechs Ellen Bücher, um ein Locat auszufüllen 19.

Buhlen

15. der Autor buhlt um den Preis der Akademie zu Pau 7. das Buhlen ist allen Stænden gemein 15. von der geistlichen Coquetterie, ib. dass sie eine ehrgeizige Begierde sey, fromm zu scheinen

hen ib. Die meisten Verketzerungen entspringen daraus ib. Ob ein Autor mit sich selbst coquettire? ib. Mannspersonen coquettiren mehr, als die Frauenzimmer 16.

Coquetterie

siehe Buhlen.

Cæsar

Julius, viel Bœses von ihm 37.

Chronostidicha

machen ihrem Erfinder Ehre 18. sind der einzige Witz gewisser Gelehrten 30. der Witz wird dadurch geschærft und der Verstand ruht dabey aus 31. Angst eines Verfassers, dem noch ein L fehlt ib. Welche Kœpfe dazu die geschicktesten sind ib.

Charlatan

siehe Marktschreyer.

Deutsche

schreiben nicht gern kleine Werkchen 4. Warum junge Deutsche so gern nach Paris reisen? 7. warum sie gemeiniglich nærrisch und ungesund zurück kommen? ib. Warum die Franzosen die Deutschen verachten? 19. Warum die Deutschen ihre eignen Landesleute verachten, wenn sie aus Paris zurück kommen? ib. Warum die deutsche Sprache den Franzosen so ekelhaft ist? 37. Eine Stelle aus dem Sueton: aurum in Gallia effutuisti, heic sumsisti mutuum, wird jungen Deutschen zum Trost angeführt 38. Deutsche lieben die Hofnarren 40. thun daran Recht ib. ist ein Zeichen der alten deutschen Freyheit ib.

Dummheit

ein Mittel reich zu werden 16. In welchen Stænden man am meisten damit verdienen kann? ib. Klugheit hat mehr Leute unglücklich gemacht, als die Dummheit ib. Ist eine grosse Kunst, zu rechter Zeit dumm zu seyn 17.

Dichter.

Warum itzt alles von Poeten wimmelt? 19. Ob es bey des Horaz Zeiten nicht eben so viel Dichter gegeben habe, als itzt? ib. wo sie hin sind? ib. Welche Art von Dichtern bey Hofe noch in einigem Ansehen ist? 27. Woher das komme? ib. Wodurch sich die Poeten um ihren Kredit bringen? 14. Ob sie mehr Schuld daran sind, als der Hof? 15. Ein Vorschlag, wie das Ansehen der guten Dichter zu retten 16. Warum unsre Mæcenaten, wenn sie auch noch so billig und vernünftig sind, zwar einen wirklich grossen Dichter bewundern, aber doch verhungern lassen? 16. Lob der Kœche ib.

Ehrgeiz.

Was das heisse, wenn ein Autor ehrgeizig heisst? 19. Berechnung des Autorehrgeizes nach itzigem Münzcours ib.

Ehe.

Warum alte Junggesellen am liebsten über die Ehen spotten? 34. Warum die Ehen nicht mehr im Himmel geschlossen werden? 36.

Eifersucht

ist gemeiniglich ein Kennzeichen eines bœsen Gewissens 13. Mænner, die als Junggesellen am meisten gesündiget haben, sind am meisten eifer-

süch-

süchtig 14. Eifersucht eines witzigen Kopfes geht über alle Eifersucht 19.

Einwurf.

Dem Autor werden verschiedne Einwürfe wider seinen Satz gemacht 43. Hat nicht Zeit, sie zu beantworten ib. Kœnnte es wohl thun ib. Einem Schriftsteller Einwürfe zu machen, ist gefæhrlich 17. bey welchen Gelehrten es am meisten gefæhrlich sey? ib.

Financen

werden durch die Begierde, Bœses zu reden, vermehrt 28. S. Projektmacher.

Frauenzimmer.

Die von einer zweydeutigen Aufführung werden entschuldigt 11. Warum alte Jungfern gern beten? 13. Wie lange sie verliebt seyn dürfen? 14. Warum sie über junge Mædchen sich so christlich ærgern? 14. Ob junge Mædchen Unrecht thun, wenn sie im sechzehnten Jahre das wünschen, was alte Jungfern schon vor 40 Jahren sich gewünscht haben? ib. Warum alte Junggesellen so gern Bœses vom Frauenzimmer reden? 43. Frauenzimmer geht auf die Heurath 37. Warum das billig sey? ib Liebæugeln und coquettiren ist nichts anders, als auf die Heurath ausgehen ib.

Franzosen.

Die Deutschen geben ihnen viel Vorurtheile Schuld 18. Der Autor wird binnen Jahr und Tag sehen, ob dieser Vorwurf gegründet ist ib. Der Autor bewundert ihre Akademien, besonders weil sie Preise austheilen 29. Der Autor ver-

verharrt mit demuthsvoller Hochachtung 7. Hat ein grosses Vertrauen zu ihrer Einsicht ib. Ist wegen des aufgesetzten Preises sehr gleichgültig ib. und droht ib.

Gewissen.

In welchen Fællen das Gewissen zu brauchen 16. Erklærung einer Stelle aus dem Panciroll, de rebus deperditis, 19. des gemeinen Mannes altvæterische Begriffe vom Gewissen 30. Beschreibung vom Gewissen eines Hofmanns 32. eines Generalpachters ib. eines Domherrn ib. Der Autor macht sich ein Gewissen 40. Ob das Heucheley sey, wenn der Autor das sagt? ib.

Geizige

sind Patrioten, weil sie für andre verhungern 13. Warum die Autores bestændig wider den Geiz eifern? 29. Autores sind selbst geizig ib. in welchen Fællen sie es nicht sind? ibid.

Geschenke

sind bey uns nicht gebræuchlich 13. Was an deren Stelle eingeführt ist 14. Wie sie nach dem Stylo curiæ genennet werden 15. von schuldiger Erkenntlichkeit ib. von gehorsamster Bezeigung ib. von geringer Vergeltung auf Abschlag, wegen ausserordentlicher Bemühung ib. von einer Hand voll Devotion ib. Was das heisst: mit Devotion klimpern ib. Ob das ein Nationalwort sey? ib. Vom Porte-bras eines Klienten ib. Was das in Sachsen heisse: der Kandidat hat schœne Studia? ibid.

Gold-

Goldmacher.

Warum alle herumirrende Goldmacher Bettler sind? 29. Von ihrer Quakerey 49. Von der Grofsmuth dieser Goldmacher, die allemal andre und niemals sich selbst reich machen wollen ib. Dafs sie den Galgen nicht verdienen 43.

Gespenster,

wo sie herkommen? 16. Warum sie an den wenigsten Orten mehr mode sind? 9. Warum sich der Teufel am liebsten von alten Weibern sehen læfst? 33.

Gewichte.

Werth eines deutschen Buchs wird nach Pfunden ausgerechnet 9. Des Autors Vater schrieb einen Centner geheime Nachrichten 6. Woher die Berechnung der Verdienste nach Pfunden bey den Deutschen komme? 7. Ist ein bequemes Mittel, den Werth eines Buchs zu bestimmen ib. alle Parteylichkeit der Kunstrichter wird dadurch vermieden ib. Diese Urtheile sind gemeiniglich so zuverlæssig, als die übrigen Urtheile von Büchern ib. Vorschlag zu einer Kunstrichterwage ib. Autor seufzt über die Kunstrichter 13. Fürchtet sich aber gar nicht ib. Thut wenigstens so ib. Zuruf des Autors an seine Kollegen, wie sie es machen sollen, dafs ihre Bücher bey den Kunstrichtern ins Gewichte fallen 13.

Griechen

waren weise 37. Griechische Noten sehen gelehrt aus 36. Warum der Autor so gern Griechisch allegirt 37. Ob man nœthig habe, die Sprache zu verstehen, die man allegirt? ib. Es giebt sich, wie das Griechische, wo das herkomme? 19.

warum die Gelehrten kein Griechisch mehr lernen? 30.

Geschmack.

was das heisst? 8. warum ein jeder glaubt, dass sein Geschmack der beste sey? 9. ob nicht oft der Geschmack des Kutschers besser sey, als dessen, den er fæhrt? 10. Recept, wie ein guter Geschmack zuwege zu bringen, wenn man den Geschmack eines Kammerjunkers und eines Professors zusammen mischt 10.

Herkules.

ein Kritikus 4. mistet aus ib. wird vergœttert 5. der Autor sieht ein, dass er wichtigere Thaten verrichtet, als Herkules 9. verlangt dem ungeachtet nicht vergœttert zu werden ib. ob dieses Kompliment einem Schriftsteller von Herzen gehen kœnne? 10. Schuldigkeit der Leser in dergleichen Fællen 11. Wie die Fabel zu verstehen, dass Herkules gesponnen habe? 19. Vom Zeitvertreibe junger Officiers, die in Garnison müssig stehen ibid.

Hof.

Wer wider den Hof am meisten eifre? 24.

Ketzer.

Schon die Priester des Saturnus verketzerten 12. Ketzerfabrik 13. Warum gemeiniglich da die meisten Ketzer gemacht werden, wo die Geistlichen am dümmsten sind? 14.

Komödie,

Warum diejenigen, am heftigsten darwider eifern,

die die meiſten Komœdien ſpielen 32. Beytrag aus der Kirchengeſchichte ib.

Kupfer.

Warum die Schriftſteller ſich ſo gern in Kupfer ſtechen laſſen? wie es komme, daſs die Kupferſtiche der Gelehrten meiſtentheils ernſthaft und tiefſſinnig ausſehen? 20, warum Monſieur Rouſſeau wider das Kupfer geſchrieben hat? 39.

Leipzig.

Darinnen redet man Uebels von andern 2. Han- und Wandel wird dadurch in die Höhe gebracht 21. Warum daſelbſt mehr Uebels geredet wird, als anderwærts? 23. Verdienſte der Gelehrten um die Kunſt, Uebels von andern zu reden ib. In welcher gelehrten Sprache ſich am beſten reden læſst? 24. Der Autor iſt in Leipzig zu erfragen 5.

Latein.

Siehe Rœmer.

Mæcenat.

Siehe Zueignungsſchrift. Warum es keine armen Mæcenaten gebe? 59. Wie man es anfangen müſſe, einen Mæcenaten freygebig zu machen? 60. Ob ein deutſcher Kaufmann ein Mæcenat ſeyn kœnne? 61. Der Autor erinnert ſich eines Exempels 62. Mæcenat ſchenkt einem Autor ein abgetragnes Kleid 64. Wird bey der zweyten Auflage abgeſetzt ib.

Mütter.

Sind ſchuldig, ihre Kinder die Kunſt zu lehren, Bœſes von andern zu reden 19. Ihnen hat die

die Natur dazu die Gaben im reichen Maafse verliehen ib.

Maler.

Begehen Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit 16. haben mit den Poeten groſse Freyheit 19. werden beſſer bezahlt, als Poeten ib. bilden ſich auch mehr ein ib. warum ein ſchlechter Maler erträglicher ſey, als ein elender Poet? 36.

Magiſtrat.

Siehe Väter der Stadt.

Meſſe.

Wenn ein junger Geiſtlicher die Meſſe geſchwind zu leſen pflegt? 4.

Marktſchreyer.

Deſſen Unterſchied von einem Gelehrten, der lauter neue Wahrheiten ankündiget 19.

Nachwelt.

Für die Nachwelt ſchreiben die Schriftſteller 13. Ob die Itztlebenden verbunden ſind, ihre Bücher zu leſen? ib. Grammatikaliſche Anmerkung über das Wort: Nachwelt 14. Nachwelt heiſst im myſtiſchen Verſtande der Autoren ſo viel, als der Magen, ib.

Natur.

Jeder ahmt die Natur nach 3. Was daraus für den Witz für traurige Folgen kommen ib. Horazens Mäv glaubte auch, er ahme die Natur nach ib. Und - - - glaubt es noch itzt ib. Was der Natur ſchwerer ſey, einen witzigen Kopf, oder einen Wechsler hervorzubringen? ib. Wie man den Fehlern der Natur zu Hülfe kommen könne? 4. Ob es nicht dadurch am leichteſten geſchehe,

ſchehe, wenn die Wechsler genœthigt würden, die witzigen Kœpfe zu Erben einzuſetzen? ib. Warum die Frauenzimmer ſo gern an der Natur meiſtern? 7. Was die erſte Gelegenheit zur Schminke gegeben? ib. ſiehe Schminke.

Obrigkeiten.

Siehe Magiſtrat.

Philoſophen.

Sind gemeiniglich hypochondriſch 9. wie das komme? ib. Ob ſie über die Thorheiten der Menſchen ſich wirklich ærgern 10. warum ſie ſich über die ihrigen nicht ærgern? 11.

Projektmacher.

Ob ſie die Projekte für ſich oder für den Staat machen? 19. die leichteſten Projekte ſind, wenn man die Abgaben verdoppelt 24. warum die Projektmacher nur vom landesherrlichen Intereſſe und von ihrem niemals reden? 25. warum ſie ſo gern Patrioten heiſsen? 26.

Politiſch.

Geheime politiſche Nachrichten ſchrieb des Autors ſeliger Herr Vater in folio 4. einen ganzen Centner ib. warum man ſo gern geheime Nachrichten ſchreibt? 6. Ein Gelehrter überſieht in ſeinem Groſsvaterſtuhle die ganze politiſche Welt 9.

Pedanten.

Wer der erſte geweſen? 5. Bey Hofe giebt es mehr Pedanten, als auf Schulen 6. Von Frauenzimmerpedanten 9. Von der Pedanterey eines Petit Maitre ib.

Poet.

Siehe Dichter.

Querini,

Kardinal, warum unſre Gelehrtgn ſo gern an ihn ſchreiben? 19.

Richter.

Wie nützlich ein ungerechter Richter ſey? 13. von der Gewohnheit, im Finſtern zu richten 19. Warum dieſe abgeſchaft? ib. Warum ſie wieder eingeführt werden kœnnte? ib. Daſs man auf dieſen Fall dem Richter nur die Hænde frey laſſen dürfe 20.

Religion.

Wer darüber ſpottet? 22. Die Religion eines ehrlichen Mannes 38. ihre groſse Bequemlichkeit ib. Junge Deutſche, wenn ſie aus Paris kommen, bringen gemeiniglich die Religion eines ehrlichen Mannes, einen entkræfteten Kœrper und Schulden mit 40.

Rabbi.

Der berühmte Rabbi Ben Maimon ſagt davon nichts 43.

Römer.

trugen keine Hüte 40. Wie es gekommen, daſs ihre Kinder ſchon im fünften Jahre Latein redeten? 32. Ob alle diejenigen Gelehrte ſind, die Latein kœnnen? ib. Latein iſt nicht mehr mode 33. Ob ein Gelehrter in der lateiniſchen Sprache beſſer ſchimpfen kœnne, als ein Kutſcher in der deutſchen? 15. Ob es ſchon bey den Rœmern Pedanten gegeben? 13. Warum man diejenigen ſo gern Pedanten nennt, die kritiſch Latein lieben?

ben? 14. Anekdoten von deutſchen Micheln ib. Daſs dieſe oft die grœſsten Pedanten ſind ib. in der Note b.

Schrift.

Durch welchen Zufall gegenwærtige Schrift entſtanden? 3. Nachricht von vielen andern Schriften des Verfaſſers, die alle wichtig ſind 4. Warum die Autores mit ihren Schriften ſo wohl zufrieden ſind? 5.

Stolz.

Was der kriechende Stolz ſey? 27. Warum diejenigen am meiſten ſtolz ſind, die ſich am tiefſten beugen? 29. Berechnung der Grade des Stolzes, vom Portier bis in die Garderobe 30. warum ein armer Poet mehr Stolz habe, als ein reicher Wechsler? 32. Ob ein witziger Kopf bey einer Zueignungsſchrift an einen Wuchrer im Ernſte ſtolz bleiben kœnne? 33. Warum ein Frauenzimmer, die auf ihre Schœnheit ſtolz iſt, doch bey zunehmender Hæſslichkeit nicht demüthig wird? 17. Daſs man nur aus Stolz andern ihren Hochmuth vorwirft 18. Der Autor weis ſich dabey auf eine feine Art zu entſchuldigen ib.

Schminke.

Was die erſte Gelegenheit zum Schminken gegeben? 7. War bey den alten Baktriern in den ælteſten Zeiten eine Art der Strafe für Weibsperſonen, welche nicht mehr errœtheten 8. Ward in folgenden Zeiten bey ihnen eine Art der Galanterie ib. Scholia zur Stelle des Lucans: - - - - tinxere ſagittas ib. Die Mode zu ſchminken, wie ſie auf uns gekommen ib. Ob ſie die Ge-

Gothen eingeführt? ibid. Ob man sich von einem Frauenzimmer um deswillen kœnne scheiden lassen, weil sie sich bestændig geschminkt, und man das vor der Hochzeit nicht gewusst hat? 19.

Trauer.

Warum eine junge Wittwe in der Trauer am meisten reizend sieht? 11. Vier Exempel aus dem Alterthume von jungen Wittwen, die ihre alten Mænner im Ernste betrauert haben 12. Eines von diesen Exempeln ist noch zweifelhaft 13. Der Autor giebt der Akademie zu Pau einen wohlgemeinten Rath, im künftigen Jahre demjenigen den Preis zuzutheilen, welcher vier dergleichen Exempel aus neuern Zeiten beybringen wird 14. Die Bedingungen, so dabey erfordert werden ib. Ein Exempel weis der Autor in seinem Lande ib. Zu noch einem ist ihm Hofnung gemacht ib. sagt sich vom Preise los ib.

Vorurtheile.

Ein Weiser schæmt sich nicht, sie zu bekennen 18. Sind der Grund aller menschlichen Zufriedenheit 33.

Væter der Stadt.

Warum der Magistrat mit den Bürgern unzufrieden ist? 22. wie alt ein Vater der Stadt seyn muss? 38. Von einem Vater der Stadt im Flügelkleide ib. Vater der Stadt læst sich zum erstenmale barbiren ib. Freude seiner Mama über die Erstlinge des Barts ihres wohlweisen Sohnes ib.

Verdienste

Eines Autors 4. sind unendlich 5. jeder Autor ist

ist darinnen sein eigner Zeuge ib. warum ihre Verdienste so selten belohnt werden? 3. Ein herzlicher Seufzer über alle Verleger ib.

Wahrheiten.

Gelehrte suchen lauter neue 22. Warum sie mit den alten nicht zufrieden sind ib. Definition einer neuen Wahrheit 23. Die meisten Wahrheiten erfinden die, so die Wahrheit am wenigsten leiden kœnnen 24. Nachricht von einem Gelehrten, welcher nach vielen Wahrheiten endlich auch die erfunden, dass er gar nichts weis 30. ein alphabetisches Verzeichniss vieler itztlebenden Gelehrten, welche dieses noch nicht erfunden 31. Der Autor erwæhnt seiner eignen Person mit einem sehr bescheidnen Stolze 2. Erwartet von seinen Lesern darüber eine Schmeicheley ib.

Wissenschaften.

Schœne, siehe Kastraten.

Zueignungsschriften.

Sind gemeiniglich Satyren auf die Mæcenaten 49. aus der Zueignungsschrift kann man schliessen, wie hungrig der Autor sey 50. warum die Dedikationen abkommen? 62. Nachricht von verschiednen Mæcenaten, die nicht lesen kœnnen, und doch gut bezahlen 63.

Zorn.

Warum die Moralisten gemeiniglich so viel Galle haben? 26. Ueber wen sich die Schriftsteller am meisten erzürnen? ib.

Zahnarzt

siehe Marktschreyer.

ERRATA.

Ich war halb todt, da ich nach Hause kam und vorstehendes Realregister so gedruckt fand, wie es hier ist. Im Koncepte hatte ich die Seiten des Manuscripts beygesetzt; und bey meiner Abwesenheit hatte der Korrektor vergessen, sie nach dem gedruckten Exemplar zu ændern. Es ist also nicht eine einzige Zahl richtig allegirt; und die Messe ist zu nahe vor der Thüre, als dass ich Zeit hætte, es umdrucken zu lassen. Wer kann sich helfen! Es wird dieses Register noch immer seinen Nutzen haben: denn man kann doch mit einem Blicke die Realien übersehen, so in diesem Werkchen anzutreffen sind. Bey einer neuen Auflage will ich es ændern; itzt werden es meine Kæufer thun.

Das Mährchen vom ersten Aprile.

Aus dem Holländischen in das Hochdeutsche übersetzt.

Art Benzelaars van Saerdamm Zueignungsschrift an seine liebe Amme, Aaf je Praatmoer van Sloten.

Liebe Amme,

Ich erinnere mich der langen Abende noch immer mit Vergnügen, an denen ich, als ein junger Knabe, auf deinem Schooße saß und meinen zitternden Arm ängstlich um deinen Hals schlung, wenn du uns das fürchterliche Märchen vom Seehunde, das traurige

Mär-

Mährchen vom verwünschten Prinzen ohne Kopf, oder das fromme Mährchen vom lahmen Esel erzähltest. Damals konnte ich mir noch nicht vorstellen, daß der Nutzen hievon und die Lust zu Mährchen, die mir durch dergleichen Erzählungen beygebracht ward, einen so wichtigen Einfluß in mein Glück und in mein ganzes Leben haben sollten. Nur dir habe ich es zu danken, meine liebe Amme, daß ich in männlichen Jahren alle Mährchen von den Verdiensten gewisser Gelehrten, von neuen tiefsinnigen Wahrheiten und von der Einsicht einiger Privatpersonen in die Kabinette der Prinzen mit eben dem Vergnügen habe lesen und anhören können, wie dein Mährchen vom redenden Affen. Ich bin an Höfen gewesen, und man hat mich lieb gewonnen, da ich auf ihre Mährchen von Gnadenversicherungen, von Freundschaft, von Verdiensten um das Vaterland eben so aufmerksam war, als ich auf dich hörte, wenn du uns das lustige Mährchen vom bezauberten Schlosse in der Luft erzähltest. Du siehst wohl, liebe Amme, daß dein Säugling sich aller deiner Wohlthaten mit Vergnügen erinnert. Damit du aber auch sehen sollst, daß ich nicht unerkenntlich bin; so schenke ich dir hier ein Mährchen vom ersten Aprile, welches ich bey meinem letzten Aufenthalte in Batavia von einem Braminen bekommen habe. Nimm es an und lies es, und behalte mich lieb. Lebe wohl.

Erstes

Erstes Buch,

enthält

das Mährchen vom ersten April.

SIT. MIHI. FAS. AVDITA. LOQVI.

Virg.

Es war einmal ein alter König auf der mächtigen Insel Chiekock, welchen die Götter und seine Unterthanen liebten, weil er fromm und gerecht war. Juocamosamma hieß sein wahrer Name, ob ihn schon einige Chroniken ohne Grund Camosamma nennen. Zur Belohnung seiner Tugenden ließ ihn der Himmel alle Glückseligkeiten eines Fürsten genießen. Die Nachbarn suchten seine Freundschaft, und überließen ihre Streitigkeiten seinen billigen und uneigennützigen Aussprüchen. Seine Feinde unterstunden sich nicht, ihn zu beleidigen: denn sie würden dadurch den Zorn aller benachbarten Prinzen wider sich erregt haben. Er hatte viele getreue Diener an seinem Hofe, und nicht einen einzigen Schmeichler. Er gab nur wenige Gesetze, weil sein Exempel das Land tugendhaft machte; und wenn er ein Gesetz gab, so war es noch in zwanzig Jahren eben so unverbrüchlich und eben so heilig, als es in der ersten Woche gewesen. Die Unterthanen waren in ihrer Arbeit freudig und unermüdet, weil

weil sie wußten, daß sie für sich und ihre Kinder arbeiteten. In seinem ganzen Lande war kein Bettler: denn niemand gieng müßig, niemand verschwendete, und ein jeder war genügsam; so gar die Priester seiner Götter waren es. Er strafte selten: denn sein Volk war tugendhaft, nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern aus Furcht, seinem Fürsten zu mißfallen. Mit einem Worte: ein jeder Unterthan war sein Freund. So glücklich war der alte Juocamosamma!

Aber er hatte keinen Erben; und auch damit war er zufrieden, weil er mit allem zufrieden war, was er für den Willen der Götter hielt. Desto untröstbarer war seine Gemahlinn. Sie kniete Tag und Nacht vor dem Bilde der Fekula-Pussa und bat um einen Sohn. Sie that sieben Wallfahrten auf den Gipfel des Fusinogamma. Der König war mit dieser ungestümen Andacht wenig zufrieden; aber er schwieg still, so bald sie ihm vorstellte: das Wohl der Unterthanen erfodere einen Thronerben. Ihre Unfruchtbarkeit war eine Folge der Bosheit des alten Zauberers Ciongock, den ihr Großvater beleidigt hatte. Endlich erbarmte sich die Göttin Pussa über sie, und gab ihr von ihren schwarzen Kirschen aus Japan zu essen: sogleich hörte die Bezauberung auf, und sie ward schwanger.

Ciongock gerieth darüber in Wut; er schwur den Untergang der Mutter und das Unglück des Sohnes. Die guten Feen, welche allerseits Freundinnen der tugendhaften Königinn waren, hörten den Schwur und erzitterten: denn sie kannten die Gewalt des Zauberers, welcher verwegen genug war, die Götter und die Feen zu trotzen. Ihre Freundschaft verband sie, auf Mittel zu denken, wie sie den traurigen Folgen dieses Schwurs vorbeugen könnten.

Sie

Sie versammelten sich bey der Niederkunft der Königinn. Zoimane, die ansehnlichste unter den Feen, nahm den neugebornen Prinzen auf ihren Schoos; sie küßte ihn dreymal auf das Herz und sprach: sey ein Freund der Götter! Asaide, eine gütige Fee und große Freundin der Menschen, nahm ihn in die Arme und sprach: regiere, wie dein Vater! Zimzime, welcher Name eine einsame und wohlthuende Fee bedeutet, berührte siebenmal mit ihrem Daumen seine Zunge und seine Hand, und sprach: sey weise und reich! Aleimedore, eine junge und lebhafte Fee, küßte ihm die Augen und den Mund, und sprach: sey liebenswürdig.

Da dieses geschehen war, legten sie das Kind an die Brust seiner Mutter, welche vor Freuden außer sich und eben im Begriffe war, ihnen die aufrichtigsten Versicherungen ihrer Dankbarkeit zu geben, als der Zauberer Ciongock in einer finstern Wolke über ihrem Sopha erschien, das Kind mit einem grausamen Lächeln ansah und mit fürchterlicher Stimme herabrief: ich aber will dein Feind seyn! So bald er dieses gesagt hatte, hüllte er sich in einen schwarzen Dampf, und zog langsam und brausend über die Gefilde von Chiekock. Die Feen erblaßten, und die unglückliche Mutter überlebte diese schreckliche Erscheinung nur wenige Minuten.

Zoimane übernahm die Erziehung des Prinzen. Zwar wußte sie wohl, daß ein Zauberer zu unvermögend sey, die Geschenke der Feen zu zernichten; und um deswillen war sie überzeugt, daß der junge Prinz, der den Namen T'Siamma bekommen hatte, ein Freund der Götter und ein gütiger Regent, liebenswürdig, weise und reich werden würde; aber sie kannte

auch die Gewalt des schrecklichen Ciongock, und wußte, daß dieser tausend Wege finden würde, den Ruhm und die Vortheile zu verhindern, welche der Prinz von diesen Geschenken der Feen erwarten konnte. Um deswillen wandte sie bey seiner Erziehung alle Sorgfalt an, ihn zur Standhaftigkeit und Gelassenheit zu gewöhnen. Sie wiederholte ihm diese Vermahnungen bis in sein achtzehntes Jahr, da er nach den Gesetzen des Landes die Regierung übernehmen konnte. Sie führte ihn selbst zu dem erledigten Throne, übergab ihn dem Beystande der versammelten Räthe, umarmte ihn noch einmal mit einer mütterlichen Zärtlichkeit und sprach: **Prinz! sey deines Vaters würdig, und vergiß nicht, daß die Tugend ihre Freunde belohnt, wenn sie auch von der ganzen Welt verkannt wird!** Hier schwieg sie, sah ihn zum letzten male liebreich und mitleidig an, und schwung sich auf einer blauen Wolke in die Höhe, um nach ihren glücklichen Wohnungen zurück zu kehren, oder in einem andern Lande die Erziehung eines jungen Prinzen zu übernehmen, welches sie, als eine Freundinn der Menschen, ihre einzige und liebste Beschäftigung seyn ließ, da sie wußte, daß durch die tugendhafte Erziehung eines einzigen Prinzen Millionen Menschen glücklich werden.

Ciongock saß eben an dem Eingange seiner traurigen Höhle und sann auf Verderben, als er die Zoimane in der Luft erblickte. Er verbarg sich: denn der verruchteste Bösewicht erschrickt bey dem unvermutheten Anblicke eines Tugendhaften. Nunmehr wußte er, daß T'Sianma den Thron bestiegen hatte und weiter nicht unter dem Schutze der Fee war. Er brüllte vor Freuden, und rüstete sich, sein Vorhaben auszuführen.

»Ja,

„Ja, T'Siamma, dein Feind will ich seyn, wie ich „der Feind deiner Aeltern gewesen bin. Sey immer„hin ein Freund der Götter, sey tugendhaft, sey weise „und gerecht; alle diese Geschenke der Feen sollen dir „unnütze seyn. Ich will mich der Herzen der Unter„thanen und deiner Nachbarn bemächtigen. Deine „Frömmigkeit sollen sie für Heucheley halten. Du „wirst regieren, wie dein Vater; und doch wird sich „das Volk wider dich auflehnen. Sey immerhin lie„benswürdig und weise; man wird dich doch verach„ten. Du sollst nach Schatten greifen; deine größten „Unternehmungen sollen sich endigen, wie ein lächerli„cher Traum verschwindet.„

Das sagte der drohende Ciongock mit einer rauhen Stimme. Er lachte dreymal, und dreymal seufzte die Natur. Er setzte sich auf seinen Wagen, welchen vier graue Drachen zogen, und eilte nach der Insel Chiekock, sein Vorhaben auszuführen. Die Dichter erzählen, daß die Blätter unter ihm verwelkt und die Vögel verstummt sind, da er durch die Lüfte fuhr.

Inzwischen hatte das Volk erfahren, daß T'Siamma den väterlichen Thron bestiegen habe. Es versammelte sich vor den Thoren des Pallasts, und verlangte, seinen neuen König zu sehen. Der Ruhm von seiner Weisheit und Güte hatte sich schon seit vielen Jahren im Lande ausgebreitet. Das Volk betete ihn um deswillen an; und hätte er auch diese großen Gaben nicht besessen, so würde es ihn doch geliebt haben, weil er der Sohn ihres Juocamosamma war.

T'Siamma wollte sich diese Gelegenheit zu Nutze machen, und so wohl die Ehrfurcht als die Liebe sei-

ner Unterthanen gewinnen, wenn er sich in der Majestät eines Königs und zugleich in der Freundlichkeit eines liebreichen Vaters zeigte. Die Könige in Chie-Kock redeten, wider die Gewohnheit der morgenländischen Könige, öffentlich zu ihren Unterthanen. T'Siamma, dessen Zunge die göttliche Fee siebenmal berührt hatte, nahm sich vor, seinen Unterthanen bey dieser feyerlichen Gelegenheit zu sagen, daß er sie liebe. Er freuete sich, als ein guter König, daß er ihnen dieses sagen konnte. Die Thüren des Pallastes wurden geöffnet. Und der König erhob sich vom Throne zu seinem Volke.

In eben diesem Augenblicke langte der Zauberer über der königlichen Burg an. Er sah die freudige Ungeduld des Volks und knirschte mit den Zähnen. Er murmelte drey schreckliche Worte: sogleich kehrte sich das bezauberte Volk um und lief nach einer andern Seite des Schlosses, eine Bande chinesischer Gaukler zu sehen, die der Zauberer dahin gestellt hatte, den Pöbel zu belustigen. Man urtheile einmal von der Bestürzung des T'Siamma, welcher bey dem Austritt aus dem Zimmer keinen von seinen Unterthanen fand, und welcher erfahren mußte, daß sie ihn verlassen hatten, um einer Bande Gaukler nachzulaufen. Er betrübte sich darüber; aber er gab sich auch alle Mühe, die Leichtsinnigkeit des Volks zu entschuldigen. Er wartete lange Zeit vergebens auf die Zurückkunft des Volks und kehrte endlich bekümmert in sein Schloß zurück. Sogleich endigte sich die Bezauberung. Das Volk versammelte sich von neuem und ward ungeduldig, daß es so lange auf seinen König warten sollte.

Man hinterbrachte dem Könige diese Ungeduld des Volks, welches ihn zu sehen verlangte. T'Siamma

ma war ein zu gütiger Fürst, als daß er vermögend gewesen wäre, seinen Unterthanen eine Bitte abzuschlagen, welche ein Beweis ihrer Ehrfurcht und Liebe war. Er gieng etliche mal in seinem Zimmer auf und ab, um sich von der vorigen Bestürzung zu erholen, und zu überlegen, wie er in wenigen Worten seine Unterthanen am nachdrücklichsten an ihre Pflicht erinnern und sie zugleich von der liebreichen Vorsorge, mit welcher er ihr König seyn werde, versichern könne. Er eilte nunmehr, seinem Volke sich vorzustellen, welches ihn mit einem jauchzenden Zuruf und allgemeinen Händeklatschen empfieng. Einem gütigen Könige kann nichts angenehmers seyn, als die Freude seiner Unterthanen. Er wartete, bis das Geräusch des Volks sich würde gelegt haben, um mit ihm zu reden. Das Jauchzen verdoppelte sich, und T'Siamma brannte vor Begierde, ihnen die Worte zu sagen, von denen er hofte, daß sie bey der Freude seines Volks einen noch einmal so starken Eindruck haben müßten. Da das Volk nicht aufhören wollte, zu jauchzen; so gab er ihnen das gewöhnliche Zeichen, daß er reden wolle, und erwartete ein ehrerbietiges Stillschweigen; aber das Lärmen verdoppelte sich. Nunmehr war es kein Jauchzen oder Händeklatschen mehr; es war ein wildes und wüstes Geschrey eines trunkenen Pöbels. Der König erschrack, seine Räthe erblaßten. Sie würden es für einen Aufruhr gehalten haben; aber sie sahen, daß das Volk sich ruhig hielt und nur bey einem unaufhörlichen Jauchzen und Händeklatschen zu rasen schien. Mit einem Worte: es war dem Könige nicht möglich, zu seinem Volke zu reden. Er kehrte zurück und überdachte sein Schicksal mit der Traurigkeit eines liebreichen Va-

Vaters, welcher nicht mehr weis, wie er seinen Kindern helfen soll, die auf ihn nicht hören wollen.

Alles dieses war ein Werk des Zauberers, welcher die Freude seiner Unterthanen in einen ausschweifenden Unsinn verwandelt hatte, damit sie, wie die Trunknen, nicht wissen sollten, was sie sähen, oder was sie hörten.

T'Siamma merkte wohl, daß ihm eine mächtigere Hand widerstund. Er erinnerte sich der weisen Vermahnung seiner gütigen Zoimane, welche ihn beständig aufgemuntert hatte, standhaft und gelassen zu seyn, wenn er auch unglücklich wäre. Sie hatte ihm merken lassen, daß er einen mächtigen Feind habe; aber daß dieser Feind ein Zauberer und zwar der grausame Ciongock sey, das hatte sie ihm niemals sagen wollen, damit er den Muth nicht gänzlich fallen lassen und nicht müde werden möchte, seinem Unglücke zu widerstehen.

Ciongock freute sich, wie sich ein Bösewicht freut. Er sann auf neue Mittel, wie er den tugendhaften T'Siamma kränken könne; und da er einer von den gefährlichsten und grausamsten Zauberern war; so nahm er sich vor, die Frömmigkeit und Weisheit des gütigsten Königs seinen Unterthanen und Nachbarn lächerlich zu machen.

Die Gesetze des Reichs erfoderten, daß der neue König in den ersten dreyßig Sonnen seiner Regierung eine Wallfahrt zu dem Haine des großen Namu-Amida thun sollte. T'Siamma unterwarf sich diesem Gesetze mit Vergnügen, da es ihn zu einer heiligen Handlung verband und da er den meisten Theil seiner Unterthanen beysammen sehen sollte. Er zog fort, in Begleitung der Aeltesten seines Reichs, und hatte die an-

ansehnlichsten Geschenke auf einen weißen Elephanten geladen, um sie seinem Gotte zu heiligen.

Ciongock sahe wohl, daß er alles verlieren würde, wenn er geschehen ließe, daß die Unterthanen ein öffentliches Zeugniß seiner Frömmigkeit und Andacht sähen; aber daß er desto mehr gewinnen würde, wenn er dem Volke diese Frömmigkeit verdächtig machen konnte. Er that es.

Der König näherte sich dem Haine, und legte sich dreymal auf sein Angesicht nieder, um sich zu dem Anschauen des Namu-Amida zu heiligen. Seine Unterthanen, die ihn in unzähliger Menge am Haine erwarteten, freuten sich über ihren König, und fielen dreymal mit ihm nieder, und beteten für ihn: denn das fromme Beyspiel eines Königs macht fromme Unterthanen, und die Frömmigkeit macht treue Bürger. Nun zog er mit seinem Gefolge nach dem Tempel. Die Priester tanzten ihm in langen weißen Kleidern, und mit Kränzen in den Händen entgegen, um ihn zu segnen, und seine Geschenke unter sich zu theilen. Sie ließen ihn ihre Kränze küssen, und fragten im Namen ihres großen Gottes nach den Geschenken. Er befahl, daß man den Elephanten herbey führen sollte; aber, wie bestürzt war er, und wie wütend waren die Priester, als man, an statt des aufgeputzten Elephanten, einen grauen Esel brachte, der zween Körbe mit Reiß und Bohnen trug! Sie warfen den Staub gen Himmel, hörten die Entschuldigungen des Königes nicht, und riefen dem Volke zu: Sie sollten die Beschimpfung ihres Gottes rächen, und den ungläubigen T' Siamma erwürgen. Das Volk fieng schon an zu murren. Der unglückliche König flüchtete sich in sein Schloß, wo er

drey Tage lang verschlossen blieb, und auf seinen Knien rohe Bohnen aß, um den Zorn des schrecklichen Namu-Amida zu versöhnen: denn er glaubte, daß dieser auf ihn erzürnt sey und aus Zorn seine Geschenke in so verächtliche Sachen verwandelt habe. Am vierten Tage versammelte er den großen Rath. Es ward beschlossen, der König solle durch einen seiner verschwiegensten Knechte den Priestern Geschenke senden und solche verdoppeln. Er that es. Die Priester ließen sich endlich großmüthig bewegen, die Geschenke anzunehmen, und ihr Gott ward versöhnet.

Seit diesem Zufalle blieb der König immer traurig: denn die Gnade seiner Götter und die Liebe seiner Unterthanen verloren zu haben, das waren diesem guten Könige zwo schreckliche Sachen. Die Räthe merkten seine Schwermuth, welche weder die Geschäfte seiner Regierung, noch die öftern Lustbarkeiten zerstreuen konnten. Sie riethen ihm an, er solle sich vermählen. Es vergiengen dreyßig Monden, ehe er sich entschließen konnte. Endlich stellten sie ihm vor: das Wohl seines Landes erfodere dieses; und sogleich entschloß er sich.

Man schickte Gesandten an den König der benachbarten Insel Saykock, die um seine Enkelinn werben sollten; eine Prinzeßinn, welche so tugendhaft, so weise und so schön war, daß man ihr den schmeichelhaften Namen Jizizi beygelegt hatte. Der König freute sich über die Gelegenheit, die man ihm gab, sich mit dem Sohne seines alten und besten Freundes auf eine so genaue Art zu verbinden. Er gab seine Einwilligung zur Vermählung; er bat aber zugleich, daß T'Siamma selbst zu ihm kommen und die Prinzessinn von seiner

Hand annehmen sollte, damit sie sich mündlich unterreden könnten, wie das gute Vernehmen zwischen beiden Reichen und das Wohl ihrer beiderseitigen Unterthanen am sichersten zu befestigen sey. Eine einzige von diesen Ursachen wäre schon vermögend gewesen, den T'Siamma zu dieser Reise zu bewegen.

Er segelte also mit einem prächtigem Gefolge von hundert Schiffen ab. Zur Ueberfahrt nach Saykock brauchte man nur wenige Zeit. T'Siamma sahe schon den Hafen. Er näherte sich ihm, ungeduldig vor Liebe, Freundschaft und Begierde, seine Unterthanen glücklich zu machen. Der alte König von Saykock stand mit seinen Dienern und seinem Volke am Ufer, seinen Freund zu erwarten; als ein jählinger Sturm die Flotte ergriff, aus dem Hafen zurück warf und mit solcher Heftigkeit um die ganze Insel Saykock herum trieb, daß er mit der dritten Sonne schon wieder vor dem Hafen war. Die Inwohner entdeckten seine Flotte, die Freude breitete sich durch die ganze Stadt aus, und der König eilte mit seinem Hofe nach dem Hafen, seinen Freund und Sohn zu empfangen, den er schon verloren gegeben hatte. Sie sahen sich, sie winkten einander, um ihr Vergnügen über diese unvermuthete Zurückkunft auszudrücken; das Ufer und die Flotte ertönten von dem Jauchzen des freudigen Volks; aber, eine schreckliche Nacht umhüllte die Flotte. Es war nicht möglich, weiter zu kommen; man zog die Segel ein, damit die Schiffe nicht an einander scheiterten. In dieser ängstlichen Unbewegsamkeit blieb die Flote liegen. Der Nebel verzog sich; aber wie erschrack T'Siamma, da er sah, daß er nicht mehr vor dem Hafen, sondern an den Ufern von Chickock, nicht weit von seiner Burg, war. Er warf sich auf

dem Verdecke seines Schiffes nieder, betete zu seinen Göttern, und befahl, die Segel von neuem aufzuspannen. Er flog zum dritten male nach der Insel Say-Kock seinen Wünschen entgegen. Zum dritten male kam er in den Hafen und fand den König mit seinem Volke wieder versammelt, welche eine außerordentliche Freude über diese dritte Ankunft empfanden. Der alte König stand am Ufer; er reichte seinem Freunde die Hand, welcher eben im Begriffe war, aus dem Schiffe zu steigen, als das Volk auf dem Schiffe und auf dem Lande, Verrätherey! Verrätherey! rief. T'Siamma sprang ins Schiff zurück und suchte sein Volk zu besänftigen. Der alte König riß seinen Unterthanen die Waffen aus den Händen. Er rief ihnen zu; aber niemand hörte auf ihn. Das Geschrey auf dem Lande und auf den Schiffen war, wie das Geschrey zweyer feindlichen Heere, die sich erwürgen. Die Flotte des T'Siamma kehrte zurück und flohe, und keiner von seinem Gefolge hatte den Muth, sich umzusehen, bis sie in dem Hafen von Chiekock angelangt waren. Hier versammelten sich die zerstreuten Schiffe. T'Siamma, welcher wohl merkte, daß ihn eine mächtigere Hand hinderte, trat traurig ans Land. Sein Gefolge erwachte, wie von einem unruhigen Traume, und sie wußten nicht, was ihnen wiederfahren war, oder warum sie geflohen waren. Sie schämten sich vor ihren Weibern, sie schlugen die Augen vor ihrem Könige nieder; aber dieser gute König erkannte wohl, daß es nicht ihre Schuld sey. Er richtete sie auf und unterwarf sich dem Willen der Götter, welcher ihm unbegreiflich war.

Ciongock freute sich grimmig: denn er sahe die Angst des Königs, welche dieser vor seinem Volke zu

ver-

verbergen suchte. Seine Verbindung mit der tugendhaften, weisen und schönen Zizizi war ein zu großes Glück für den T'Siamma, als daß ihm dieser wütende Zauberer solches ungestört hätte überlassen sollen. Denn er war es, welcher den Sturm erregte, welcher die Nacht über die Schiffe verbreitete, und welcher Wut und Mord unter das Volk hauchte.

Der alte König von Saykock war fromm, aber nicht abergläubisch. Dieser dreyfache Zufall hielt ihn nicht ab, die Unterhandlung von neuem anzufangen. Das sahe er wohl, daß diese Hinderungen kein Werk der Götter waren: er kannte seine Götter und wußte, daß diese das Vergnügen zweyer tugendhaften Personen und das Glück zweyer mächtigen Reiche nicht hinderten. Er hielt also alles, was ihm begegnet war, für einen ungefähren Zufall, und wollte, daß die Vermählung vollzogen werden sollte; nur das wollte er nicht zulassen, daß T'Siamma zum vierten male zu ihm käme. Um deswillen setzte er sich selbst mit einem kleinem Gefolge in ein Schiff, und landete in Chiekock an, ohne daß sich T'Siamma dessen versah. Man meldete ihm die Ankunft des alten Königs. Er erstaunte und eilte ihm mit offnen Armen entgegen, den Freund seines Vaters und seine göttliche Zizizi zu umarmen. Er küßte dem Alten den Bart; und als ihn der Alte gesegnet hatte, so übergab er ihm die Prinzessinn, welche sich zu den Füßen des T'Siamma niederwerfen wollte. Dieser fieng sie in seine Arme auf und zog ihr, zur Versicherung seiner ewigen Treue, nach der Gewohnheit des Landes, in Gegenwart des Hofs und des ganzen Volks, den Schleyer vom Gesichte

Man

Man kann wohl glauben, wie heftig sein zärtliches Verlangen war, diejenige zu sehen, welche ganz Morgenland für die schönste Prinzessinn hielt; aber man stelle sich auch das Schrecken vor, das ihn überfiel, als er die unangenehmste und häßlichste Gestalt vor sich erblickte. Ein übelverwachsener Zwerg mit einem kahlen Haupte, einer gerunzelten und mit Haaren bewachsenen Stirne, triefenden und schielenden Augen, herabhangenden welken Backen, einem spitzigen Kinne und hervorragenden schwarzen Zähnen; das war die Gestalt der göttlichen Zizizi.

T'Siamma blieb einige Minuten unbewegt vor ihr stehen. Er sahe sie, er sahe ihren Vater, er sahe das Volk an und warf ihr endlich den Schleyer über das Gesicht. Die unglückliche Prinzessinn weinte, und wußte die Ursachen dieses allgemeinen Erstaunens und traurigen Stillschweigens nicht. Der ehrwürdige Greis verhüllte das graue Haupt in seinen Rock; unter dem Volke erhob sich ein mißvergnügtes Murren, und hoch in der Luft hörte man ein lautes Lachen, wie das Lachen eines Riesen ist, der in seiner gewölbten Höhle vom Weine taumelt und jauchzet. Der alte König erkannte diese Stimme des Zauberers. Er enthüllte sein Gesicht, warf den Staub gen Himmel und rief dreymal den Namen des mächtigen Namu-Amida. Das Lachen des Zauberers verwandelte sich in ein wildes Heulen, welches sich in den entfernten Wolken verlor; aber die unglückliche Prinzeßinn behielt ihre Häßlichkeit, von der sie nichts wußte.

Der alte König nahm sie bey der Hand, und gieng mit ihr und dem T'Siamma in das Zimmer, wo er sie also anredete: Ich sehe nunmehr, meine Kinder,

daß

daß die alten Drohungen eines der mächtigsten Zauberer erfüllt sind; aber zu meiner Beruhigung weis ich auch dieses, daß ich nur noch wenige Monden lebe, und mit meinem Tode die Zauberey sich endigen wird. T'Siamma, sey großmüthig und gerecht; verstoß meine Tochter nicht; liebe sie und erwarte bald ein beßres Vergnügen. Und du, meine Tochter, hier umarmte er sie, du wirst nicht immer unglücklich bleiben. Ertrage dein Unglück! Tugend und Weisheit hat dir die Hand des mächtigen Zauberers nicht rauben können;" nur die vergängliche Schönheit war es, die er auf einige Zeit verstören konnte. Hier stellte er seine Tochter vor den Spiegel, damit sie die traurige Verwandlung erfahren sollte. Sie sahe sich, sie erschrack, sie fiel halb ohnmächtig in die Arme des Vaters zurück, und vergoß über den Verlust ihrer Schönheit bittre Thränen: denn sie war ein Frauenzimmer; aber sie faßte sich auch nach einigen Minuten wieder: denn sie war ein vernünftiges Frauenzimmer. Die Hand unsers Feindes, sagte sie, hat eine Zerstörung angerichtet, die ich ohnedem einige Jahre später von der Zeit erwarten mußte. Ich werde mich zu beruhigen suchen; aber, du, Prinz, so redete sie den T'Siamma an, du bist von deinem Versprechen befreyt. Ich kehre wieder mit meinem Vater zurück. Ich liebe dich zu sehr, als daß ich von dir verlangen sollte, mich zu lieben. Lebe ohne mich vergnügt.

T'Siamma, welcher Zeit gehabt hatte, sich von seiner ersten Betäubung zu erholen, ward durch diese Anrede empfindlich gerührt. Er nahm sie bey der Hand, umarmte sie, und schwur, sie ewig zu lieben. Die feyerliche Vermählung ward vollzogen. T'Siamma bewunderte seine Gemahlinn; aber der Pöbel

in Chickock sang spöttische Lieder von seiner neuen Königinn. Sie erfuhr es und lachte: denn ein Weiser lacht mitleidig über den Witz des Pöbels. Sie bemühte sich, ihrem Gemahle zu gefallen; und dieser war so weise und gerecht, daß er ihre Verdienste bald einsah und sie mit Hochachtung liebte. Sie bemühte sich auch, das Volk von ihrer Tugend und ihrem Verstande zu überführen; und diese Mühe blieb vergebens; denn sie war häßlich. Lag sie in dem Tempel vor ihren Göttern und betete andächtig; so sagten die starken Geister zu Chickock, daß sie, wie der fromme Pöbel, andächtig bete, weil sie nicht vernünftig denken könne. Redete sie, wie der weiseste Bramine von den Göttern, von der Natur und von den heiligsten Pflichten der Menschen; so nennte man sie eine traurige Pedantinn. War sie gefällig und freundlich gegen die, mit denen sie sprach; so gab man ihr eine gemeine und niedrige Aufführung Schuld. War sie freygebig; so nannte man es eine übel angebrachte Verschwendung. Mit einem Worte: Der Pöbel am Hofe und der Pöbel in der Stadt, fand nichts als Untugenden und lächerliche Fehler an ihr: denn sie war sehr häßlich.

Diese allgemeine Verachtung war ihr sehr empfindlich. Sie wußte die Ursachen derselben; sie wußte, daß diese Ursachen aufhören würden, so bald ihre Bezauberung aufhörte. Sie wünschte aus Liebe zu ihrem Gemahle, zu ihrem Volke und zu sich selbst, daß sie ihre vorige Gestalt wieder bekommen möchte; aber mitten in diesem Wunsche hielt sie inne und zitterte, wenn es ihr einfiel, daß dieser Wunsch nicht anders, als durch den Tod ihres Großvaters, den sie so sehr liebte, erfüllt werden könnte. Sie wünschte, daß er noch lange leben

möch-

möchte; und damit dieses desto gewisser geschähe; so verlangte sie, häßlich und ungestaltet zu bleiben *).

Ihr gemeinschaftlicher Feind, der unversöhnliche Ciongock, wußte wohl, daß diese Zauberey durch den Tod des alten Königs aufhören werde; er wußte auch, daß dieser Tod in wenigen Monaten erfolgen müsse. Er konnte urtheilen, wie sehr T'Siamma und seine Gemahlinn sich alsdann lieben würden, da nicht einmal ihre Häßlichkeit diese Liebe hatte hindern können. Ein solches Glück gönnte der Grausame seinem Feinde nicht. Er merkte wohl, daß T'Siamma, so großmüthig er auch war, doch mit Ungeduld auf die Zeit ihrer Verwandlung wartete. Er, als ein Zauberer, war allein vermögend, die stillen Wünsche der Königinn zu entdecken, die sie nach ihrer Schönheit that, so oft ihr die Verachtung des Volks unerträglich ward. Alles dieses sahe er und spottete ihrer Wünsche: denn er hatte einen grausamen Einfall, den König durch die Schönheit seiner Gemahlinn noch weit unglücklicher zu machen, als er ihn durch ihre Häßlichkeit gemacht hatte.

Es war an einem Morgen, als die Königinn mit Anbruch der Sonne in ihrem Zimmer vor dem Bilde des Gottes Ysum lag und für die Seele ihres sterbenden Großvaters betete, dessen gefährliche Krankheit man ihr

*) Hier muß ein Fehler im Originale seyn: denn kein Frauenzimmer, wenigstens in Europa keines, wird einen so widernatürlichen Wunsch für das Leben ihres Mannes, geschweige ihres Großvaters, thun.

ihr gemeldet hatte. Sie war eben im Begriffe, vom Gebete aufzustehen, als sie von einem Schlage, wie der Schlag eines starken Donners ist, niedergeworfen ward. T'Siamma hörte es; er eilte nach ihrem Zimmer und fand sie ohnmächtig auf der Erde liegen, aber mit einer Schönheit, die ihn blendete, so schrecklich ihm, sonst dieser Anblick war. Er nahm sie in seine Arme und sie kam in wenigen Augenblicken wieder zu sich selbst. Der König war in großer Unruhe, wie er ihr diese glückliche Verwandlung entdecken sollte, da er es nicht anders thun konnte, als ihr zugleich die Nachricht von dem Tode ihres Großvaters, den sie so zärtlich liebte, zu entdecken. Sie saß noch auf seinen Knieen und zitterte vor Schwachheit. Sie sahe ihren Gemahl und die Umstehenden mit einer wilden Unordnung an, wie ein Kranker, der von einem schweren Traum erwacht. Endlich erblickte sie ihre eigne Gestalt in einem Spiegel. Sie riß sich aus den Armen ihres Gemahls, drängte sich durch die Bedienten des Hofs und blieb einige Minuten unbeweglich vor diesem Spiegel stehen. Ja, ich bin es! rief sie mit einer ungemäßigten Freude. Sie setzte sich vor dem Spiegel nieder, zog ihre schwarzen Haarlocken durch die weiße Hand und bewunderte die Schönheit von beiden. Von ungefähr lächelte sie, und sie fand dieses Lächeln schön. Sie wiederholte es und gab sich Mühe, auf verschiedne Art zu lächeln, um zu versuchen, welches Lächeln eigentlich ihrem Munde und ihren Zähnen am vortheilhaftesten sey. Sie ward nicht müde, ihre Augen zu betrachten. In einer einzigen Minute machte sie die Blicke einer Zärtlichen, einer Spröden, einer Gebieterinn, einer Schmachtenden, einer Traurigen, und tausend Blicke, in welchen sich der Leichtsinn eines europäischen Frauenzimmers

vor

vor dem Spiegel übt. Mit einem Worte: sie buhlte mit sich selbst, und fand endlich, daß die Blicke der Gebieterinn ihren schwarzen Augen am anständigsten wären. Mit dieser Miene wandte sie sich um und erwartete die Anbetung derer, die um sie waren. Ihr Gemahl, welcher mit Erstaunen alle diese ungewohnten Bewegungen an ihr wahrgenommen hatte, stund ganz betrübt neben ihr, ohne von ihr gesehen zu werden. Er nahm sie bey der Hand; aber sie zog ihre Hand kaltsinnig zurück und sah ihn an. Endlich schien sie sich zu erinnern, daß er ihr Gemahl sey. Sie überließ ihm die Hand nachläßig, ohne auf die Zärtlichkeit Acht zu haben, mit welcher er sie küßte. Er wagte es endlich, sie an den Tod ihres Großvaters zu erinnern. Der Wille der Götter, sagte er mit einer ängstlichen Miene zu ihr, seine Weisheit, seine Tugend, das Glück der Todten, das schwächliche Alter deines Großvaters = = = Ist er todt? unterbrach sie ihn ganz gelassen. T'Siamma sah traurig auf die Erde. Also ist er todt! wiederholte sie nochmals und zuckte mit den Achseln. Aber er war alt und verdrüßlich; sein = = = Indem sie dieses sagen wollte, so entdeckte sie im Spiegel, unter ihrem linken Auge, ein kleines fast unmerkliches Blätterchen. Aber, große Götter! schrie sie, was ist dieses? Sie ward unruhig, sie verlangte die Aerzte und sank kraftlos auf einem Sopha nieder.

T'Siamma stand vor ihr, wie ein Träumender. Er sah seine Gemahlinn, als die schönste Person des Morgenlandes, vor sich; aber ohne Zärtlichkeit, ohne Empfindung der Tugenden, die ihr sonst so eigen waren. Er sah einen schön gemalten Körper, welcher nur mit sich beschäftigt war, nur sich liebte und die Hochachtung der Menschen erwartete, ohne sie verdienen

nen zu wollen. Er schlug an seine Stirne und bat die Götter, sie möchten ihm diese Schönheit wieder nehmen, welche so viele Tugenden verdrängt hätte; aber die Götter wollten ihn noch nicht hören, und der Zauberer freute sich über seine Verwüstung.

Bey dem Pöbel hatte diese Verwandlung eine ganz andre Wirkung. Er betete ihre Schönheit an. Wenn sie nur die Lippen öffnete, so ward sie bewundert, noch ehe sie redete. Sie redete mit ihrem Papagey, und was sie mit ihm redete, war Weisheit. Unter diesem Pöbel waren viel Dichter: Sie besungen ihre Schönheit, und die Königinn spendete Reiß unter sie aus. An gewissen feyerlichen Tagen theilte sie ein sparsames Allmosen unter die Armen der Stadt, um dem Volke ihre weißen Hände zu zeigen; man nannte diesen eitlen Hochmuth wohlthätige Tugend: denn ihre Hände waren rund und wohl gemacht. Mit einem Worte: Der Pöbel in Chiekock, der die tugendhafteste Königinn verachtet hatte, weil sie häßlich war, der vergötterte nunmehr ihre Schönheit und hielt ihre Thorheiten für Tugend.

Der unglückliche Gemahl ward durch diese Schönheit nicht verblendet. Er liebte Sie noch, aber weit zärtlicher liebte er sie damals, als sie zwar häßlich, aber tugendhaft war. Er brachte die Stunden in ihrer Gesellschaft sehr mißvergnügt zu: denn gegen alle war sie freundlich, gefällig und aufgeräumt, nur gegen ihren Gemahl nicht. Gegen seine Liebkosungen war sie immer unempfindlich und kalt. Wollte er sie küssen; so klagte sie über Schmerzen am Haupte. Verlangte er, daß sie mit an seiner Tafel speisen sollte; so wendete sie eine Andacht vor und fastete. Redete er mit ihr und sagte ihr die zärtlichsten Schmeicheleyen; so

spielte

spielte sie mit ihrem kleinen Drachen. Redete er nicht mit ihr; so warf sie ihm seine Unempfindlichkeit vor. Was ihm gefiel, tadelte sie. War er aufgeräumt; so vergoß sie Thränen, daß er bey ihrem Kummer noch scherzen könne. In den traurigen Stunden, wenn er seinen Schmerz weiter nicht bergen konnte, machte sie ihm bittre Vorwürfe und klagte, daß er sie nicht mehr liebe, daß er allemal aufgeräumt und nur in ihrer Gegenwart immer traurig sey.

Das Exempel der Königinn breitete sich durch die ganze Stadt aus. Die Weiber der Vornehmen ahmten sie nach. Die Aerzte hielten es für eine Krankheit; aber sie wußten kein Mittel dawider. Sie gaben dieser Krankheit einen gelehrten Namen und nannten sie: Ongasauwara-Sinano *); das war alles, was sie thun konnten. Unerachtet dieses gelehrten Namens, blieben die Männer bey dem mißvergnügten und sich widersprechenden Eigensinne ihrer Weiber unglücklich. T'Siamma sahe die Zerrüttung mit Betrübniß, welche dadurch in den ansehnlichsten Familien verursacht ward. Er gewöhnte sich, gegen seine Gemahlinn gelassen, nachsehend und immer gefällig zu seyn. Die Großen im Reiche ahmten ihn hierinnen nach. Sie machten dadurch ihren Ehestand erträglich, aber ihre Weiber nicht vernünftiger. Die Chronikenschreiber

 von

*) Der berühmte *Pere du Halde* erzählt eben diese Geschichte, aber nur mit einigen Veränderungen. Er drückt das Ongasauwara Sinano durch seine *Vapeurs* aus, und ich weis nicht, ob er es getroffen hat.

von Chickock wollen behaupten, daß sich um diese Zeit die Herrschaft der Weiber angefangen habe; aber der gelehrte T'Sintsia macht diese Gewohnheit noch etliche tausend Jahr älter.

In diesen bekümmerten Umständen lebte T'Siamma etliche Jahre lang, und war endlich so glücklich, sein Elend gewohnt und ruhig zu werden. Aber auch diese traurige Ruhe gönnte ihm der Zauberer nicht.

Er breitete ein Gerücht in Chickock aus, daß zween mächtige Prinzen in Siam mit einander in Krieg verwickelt wären. Der Schwächste von ihnen war ein Freund und Bundsgenosse des T'Siamma. Dieser brach mit seiner Armee auf, ihm beyzustehen. Er landete glücklich an, schiffte seine Truppen aus, und fand, daß das ganze Land in Ruhe war. Sein Freund hielt dieses für einen feindlichen Einfall und ward entrüstet. Er verband sich in Eil mit andern benachbarten Fürsten und überfiel die Völker des T'Siamma welcher nicht im Stande war, der Macht zu widerstehen und mit vieler Noth den Rest seiner Truppen auf die Schiffe flüchten konnte.

Dieser unglückliche Zufall schlug seinen Muth gänzlich nieder. Es war ihm unerträglich, daß er ein Spott der benachbarten Fürsten seyn und für einen bundbrüchigen Freund angesehen werden sollte. Er eilte nach seinem Lande zurück, um sich vor den Augen der Welt und seiner Unterthanen zu verbergen.

Er kam an den Hafen; aber er fand seine Unterthanen in den Waffen, welche ihm und den Seinigen

gen den Eingang verwehrten. Der Zauberer, welcher wußte, daß die Götter ihm nur wenige Zeit noch seine Bosheiten ungestraft zulassen würden, hatte sich vorgenommen, den letzten und empfindlichsten Streich wider den T'Siamma auszuführen. Er hatte, als dieser abwesend war, seine Gestalt angenommen und das Volk in die Waffen gebracht, da er aussprengte, daß eine fremde Macht sein Reich überfallen wollte. Das war die Ursache des Widerstandes, welchen T'Siamma fand. Aber sein Muth und seine gerechte Sache überwanden auch diese Hindernisse. Er trat an das Land. Das Volk sahe ihn und erstaunte: denn es sahe auch den Zauberer in der Gestalt des T'Siamma. Der Zauberer hatte die Priester durch Geschenke gewonnen. Die unglückliche Zizizi hielt ihn für ihren Gemahl und liebte ihn seit einiger Zeit wirklich, weil er ihr tausend kindische Schmeicheleyen vorsagte und ihr alle Stunden neue Gelegenheit gab, ihre Eitelkeit zu beruhigen. Die Weiber der Großen im Reiche hatten gar zu viel Ursache, auf ihrer Seite zu seyn; sie bedienten sich also der Gewalt über ihre Männer, und nöthigten sie, die Partey der Königinn zu nehmen. Der Pöbel war ohnedem schon auf ihrer Seite. Also blieben nur noch wenige Tugendhafte und Getreue übrig, welche dem wahren T'Siamma anhiengen. Er verlangte, in Gegenwart seiner Gemahlinn und des Volks, seinen Feind zu sehen und mit ihm um sein Recht zu kämpfen. Der Zauberer gieng es ein, da er seiner Macht gewiß genug zu seyn glaubte. Sie begegneten beide einander in einer fruchtbaren Ebene vor der Stadt. Der Zauberer führte die Königinn an der Hand, und ward von einer unzählichen Menge Volks begleitet. T'Siam-

ma erstaunte nunmehr selbst über die Aehnlichkeit seines Feindes. Er war wütend, daß er seine Gemahlinn an der Hand dieses Räubers sehen sollte. Er zog das Schwerd und rief: Göttliche Zoimane! stärke meinen Muth und diesen Arm! So bald er dieses gesagt hatte, sprang er auf den Zauberer los, welcher ihn aber, ohne aus seiner Gelassenheit zu kommen, zu Boden warf und erwürgen wollte.

In diesem Augenblicke stürzte die göttliche Zoimane, die Freundinn und Beschützerinn ihres T'Siamma, in einer Wolke von Feuer auf den Zauberer herab. In ihrer linken Hand hielt sie einen Talismann, welchen der eingegrabne Name des Namu-Amida den Gottlosen schrecklich machte. Der Zauberer erblickte diesen Namen und zitterte. Er wollte fliehen, aber er sank zur Erde nieder. Er verwandelte sich in einen schrecklichen Riesen, und war so verwegen, wider die Fee zu kämpfen. Diese hielt ihm den Talismann vor; und er stürzte zum zweyten male, wie ein Kind, zur Erde. Er verwandelte sich in einen hohen Felsen, um gegen die Kraft des Talismanns unempfindlich zu seyn; aber er schmolz, wie Schnee, zusammen. Noch zum dritten male versuchte er, zu entkommen, verwandelte sich in einen Strom, und riß den unglücklichen T'Siamma, welcher ohnmächtig auf der Erde lag, mit sich fort. Die Fee merkte dieses zu spät. Sie warf sich in den Strom, den T'Siamma zu retten. Durch die Gewalt des Talismanns vertrocknete der Strom, und es blieb nichts übrig, als ein faules stehendes Wasser; aber mitten in demselben

lag

lag der T'Siamma ohne Empfindung ausgestreckt, und blieb todt.

Das war das Ende des grausamen Zauberers, welcher noch in dem letzten Augenblicke seiner Wut den tugendhaften T'Siamma zugleich mit in sein Verderbniß hinriß. Nur die weisen Götter wußten, warum sie dieses geschehen ließen.

Die Fee netzte den Leichnam mit ihren Thränen. Sie wollte der Nachwelt ein Andenken seines großen Muths und seiner standhaften Tugend hinterlassen. Sie hielt also den Talismann an seine Stirne, und es erhob sich mitten aus diesem todten See ein Fels von weißem Marmor, welcher den Leichnam des T'Siamma in sich verschloß.

Unter diesem schrecklichen Kampfe der Fee und des Zauberers war das Volk geflohen. Die Königinn lag ohnmächtig an dem Fuße eines Baumes und wußte von allen diesen traurigen Veränderungen nichts. Sie ermunterte sich durch ein Wort der Fee, welche ihr das Schicksal ihres Gemahls, die Bosheit des Zauberers und die Rache der Götter erzählte. Sie legte ihr den Talismann auf die Brust, und in diesem Augenblick verschwand alle Eitelkeit und Thorheit, welche durch die Zauberey des Ciongock zeither ihren Verstand umnebelt hatte. Sie war vor Bekümmerniß außer sich. Sie wollte mit den Göttern zanken; aber die Fee erinnerte sie an ihre Gottesfurcht, an ihre Tugend und an ihre Weisheit. Sie ward ruhig; sie küßte den Namen des mächtigen Namu-Amida, und beweinte ihren Gemahl, ohne ungeduldig zu murren. Die Fee verließ sie. Zizizi baute ihrem Ge-

 mahl

mahl einen prächtigen Tempel auf dem Marmorfelsen, welcher seinen Leichnam verschlossen hielt. In diesem Tempel war sie die oberste Priesterinn bis an ihren Tod. Das Volk betete ihn an. Er ward der Gott der Unglücklichen, welche ihren Wünschen immer nahe sind, ohne sie jemals zu erlangen, und welche, so lange sie leben, vergebens hoffen.

Sein Tod geschahe, nach der Zeitrechnung der Inwohner zu Chiekock, am siebenten des Monden Ni-ada, welcher nach dem europäischen Kalender der erste April ist. Dieser Tag war dem Volke besonders heilig. Sie giengen hinaus in die Ebene nach dem Tempel ihres Gottes T'Siamma, und stellten sich, als wenn sie ihn ängstlich suchten. Sie riefen ihn, und wenn sie ihn nicht fanden; so warfen sie Steine in den faulen See Ciongock, um das Andenken des Zauberers zu verfluchen. Die Aeltern sagten an diesem feyerlichen Tage zu ihren Kindern: Geht hinaus und sucht den T'Siamma, er wird euch etwas schenken; die Kinder giengen, und warfen Steine in den See, wenn sie ihn nicht fanden. Das Weib sagte zu ihrem Manne: Gehe hinaus und suche den T'Siamma, er wird dir sagen, ob ich dich mehr liebe, als andre Männer; der Mann gieng, und rächte sich an dem See, wenn er ihn nicht fand. Die Mutter sagte zu ihrer Tochter: Gehe hinaus und suche den T'Siamma, er wird dir den Mann nennen, durch dessen Liebe du glücklich werden sollst; die Tochter gieng, und kehrte traurig zurück, weil sie diesen Mann nicht erfuhr. Der Weltweise sagte zu seinen Schülern: Gehet hinaus und suchet den T'Siamma, er wird euch eine Weisheit lehren, gegen welche die meinige

nige nur Thorheit ist; sie giengen und suchten ihn, und klagten es ihrem Lehrer, daß sie keine Weisheit gefunden hätten.

Dieses war die Art, mit welcher die Inwohner das Andenken ihres unvergeßlichen T'Siamma feyerten. Sie fasteten an diesem Tage und das ganze Land war traurig.

Nach tausend Jahren war die Religion in Chiekock verächtlich, da das Land einen König bekam, der sich der Religion seiner Väter schämte. Die Großen des Volks waren starke Geister, und nur der arme Pöbel betete noch. Um diese Zeit fiel auch die Hochachtung, die man für das Andenken des T'Siamma hatte. Sein Gottesdienst verkehrte sich in Völlerey und pöbelhafte Ausschweifungen. Sie sandten einander noch immer zu dem T'Siamma, aber nicht tugendhaft, nicht weise zu werden, nein, nur ihren Muthwillen zu kützeln. Und fanden sie noch einen, welcher fromm und treuherzig genug war, sich zu dem T'Siamma schicken zu lassen, den hielten sie für einen Narren. Dem Pöbel gefiel endlich dieser Scherz auch, und für den Pöbel gehorte er eigentlich. Er bemächtigte sich dieses Witzes, und behielt ihn bey, nachdem die Vornehmen des Landes anfiengen, sich desselben zu schämen. Diese Gewohnheit breitete sich durch Siam in Japan aus, und ist endlich zu uns Europäern herüber gebracht worden.

Nunmehr ist der siebente Tag des Monden Niada ein Fest der Narren in Chiekock; und der europäische Pöbel feyert es zu gleicher Zeit am ersten April.

Zweytes Buch,

enthält

sieben mal sieben Wahrsagungen

vom ersten April.

RIDE. SI. SAPIS. *Mart.*

Warnung

an alle unverheurathete Frauenzimmer.

So viel Mühe sich der Autor auch gegeben hat, alles zu vermeiden, was den zärtlichen Ohren seiner Leserinnen, und besonders unverheuratheter Frauenzimmer, anstößig seyn möchte; so wenig hat er es doch von der achten bis zur neunzehnten Wahrsagung vermeiden können. Er warnt sie daher wohlmeynend, diese Stellen vorsichtig zu überschlagen. Es würde ihm nahe gehen, wenn sie darinnen etwas finden sollten, worüber sie erröthen, oder empfindlich werden müßten.

1.

Einem von meinen Lesern sind sieben mal sieben Wahrsagungen verdächtig. So bald er diesen Titel zu Gesichte bekömmt, so bald fällt ihm das Sprüchwort ein: daß Sieben gemeiniglich die Zahl eines Lügners sey; und um deswillen hat er ein schlechtes Vertrauen zu diesen Wahrsagungen. Sie irren Sich, mein Freund; lesen Sie weiter; es ist auch für Sie eine Wahrsagung darinnen. Sie werden gestehen müssen, daß ich nicht lüge, wenn Sie anders sich selbst kennen.

2.

Phänest 1) hat an einem feyerlichen Tage die Pracht und die Lustbarkeiten des Hofes mit angesehen; diese Lebensart gefällt ihm. Er versetzt einen Theil seines väterlichen Gutes, kauft sich reiche Kleider dafür, und läßt sich heute um eilf Uhr zum ersten male bey Hofe sehen. Man bewundert seinen Verstand und seinen Rock; man sucht seine Freundschaft; man erbietet sich zu allen möglichen Diensten, Der unerfahrne Phänest kennt die Sprache des Hofes noch nicht. Er träumt schon von lauter hohen Ehrenstellen, von Gewalt und Reichthume; aber in kurzem wird er merken, daß alles nur ein Traum gewesen ist. Er wird wieder auf sein Landgut flüchten, und suchen, durch eine genau eingeschränkte Wirthschaft in zehn Jahren so viel zu ersparen, als er es sich in einem Jahre hat kosten lassen, dem Hofe lächerlich zu seyn.

3.

1) Kennen Sie den Herrn *V* = = *T* = = nicht?

3.

Nassidien 2) hat in der Stadt, wo der Hof wohnt, seit zwanzig Jahren ein ansehnliches Vermögen, durch alle nur ersinnliche, sowohl vornehme, als niederträchtige Ausschweifungen zerstreut. Weil er für den Prinzen ein besondres Galakleid, ein andres für die Gemahlinn des Prinzen, und für einen jeden Vetter und für eine jede Muhme des fürstlichen Hauses wenigstens eine reiche Weste gehabt; weil er zwanzig Jahre in dem Vorzimmer müßig geplaudert hat; weil er sich sein Geld bey Hofe hat abgewinnen lassen; weil er seine Gesundheit in der Gesellschaft einiger Frauenspersonen vom Theater eingebüßt hat; so glaubt er, ein Recht zu haben, von dem Prinzen eine Belohnung seiner treuen Dienste und eine Schadloshaltung für das ansehnliche Vermögen zu fordern, welches er, nach seiner Art zu reden, im Dienste des Fürsten zugesetzt hat. Er entschließt sich also, diesen Morgen ernstlich um ein Amt, oder, welches bey ihm einerley ist, um eine Pension anzusuchen. Man hört sein Bitten an und macht ihm ein gnädiges Kompliment; er bittet noch einmal, und man verweist ihn zur Geduld; er bittet zum dritten male, und nunmehr findet man seine Bitte sehr unbescheiden. Man wird ihn fragen, worinnen denn eigentlich die wichtigen Dienste bestehen, die er dem Hofe mit Aufwendung eines so ansehnlichen Vermögens geleistet habe? Dieser Frage hatte er sich nicht versehen. Er geht mißvergnügt über den Hof zurück, lebt noch einige Zeit in der Stadt von den Wohlthaten seiner Bekannten, von der Leichtgläubigkeit einiger Wucherer

2) Seine Gläubiger werden es gleich errathen, daß ich den Herrn von N = = meyne.

rer und von seiner eignen Unverschämtheit. Endlich flieht er aufs Land und füttert sich in etlichen adelichen Familien zu Todte, wo er der gnädigen Frau viel Nachtheiliges von den Hofdamen erzählt, der Fräulein ein paar abgesetzte Operarien vorheult, den Junker die Geographie von allen verdächtigen Häusern der Residenz lehrt, und mit dem alten Ritter, beym Kamine, über die Regierung und den Undank des Hofs patriotisch seufzet.

4.

Der Prinz wird nach der Tafel einige Minuten mit dem Grafen N = = 3) am Fenster stehen, sehr vertraut mit ihm reden und ihm einigemal etwas ins Ohr sagen. Es sind in der That nur gleichgültige Dinge, die er mit ihm spricht, und die Geheimnisse, die er ihm ins Ohr sagt, dürfen alle wissen, nur die Prinzessinn nicht. Gleichwohl macht diese gnädige Vertraulichkeit eine große Bewegung am Hofe und im Gehirne des armen Grafen. Der Hof weis, daß der Prinz den Grafen zu gut kennt, als daß er ihn hoch schätzen, oder ihn seiner Vertraulichkeit würdigen sollte. Man hält ihn für einen Mann, der zu den kleinen Belustigungen des Hofes zu trocken und zu ernsthaften Verrichtungen zu albern sey; in der That hat der Prinz auch bisher niemals mit ihm geredet, als wenn er nach der Uhr, oder nach dem Wetter fragte. Und gleichwohl redet er itzt mit ihm allein, und redet ihm ins Ohr, und klopft ihn auf die Achsel. Nunmehr ändert auch der Hof seine Begriffe, die er sich von dem Grafen machte. Kaum hat ihn der Prinz verlassen, so

3) Der Graf E = = ist Ihnen der unbekannt?

so drängt sich die ganze Antichambre zu ihm. Die Großen reden vertraut mit ihm und bitten, daß er morgen mit ihnen speisen möge; die Hofleute von der mittlern Klasse lächeln zu allem, was er spricht, finden seine Scherze sehr fein, und zucken die Achseln geheimnißvoll, wenn er seiner Natur die Gewalt anthut, ernsthaft und vernünftig zu reden; die Kleinen weichen ihm ehrerbietig aus dem Wege, damit er desto vornehmer auf- und abgehen, und sie desto mehr bemerken können. Der gute Graf taumelt von diesem ungewohnten Glücke. Er kann es noch nicht begreifen, daß er es ist, dem man alle diese Freundschaft und Hochachtung bezeugt. Endlich läßt er sichs gefallen, und er laßt sichs um so viel lieber gefallen, da er bisher der einzige am Hofe gewesen ist, der an seinen Verdiensten nicht gezweifelt hat. Nun überrechnet er schon sein künftiges Glück, da er gewiß glaubt, daß er der Vertraute des Prinzen sey. Er hat Feinde, und diese will er es empfinden lassen, daß sie seine Feinde gewesen sind. Er hat Schulden; diese will er nicht bezahlen, denn nunmehr würde sich das noch weniger für ihn schicken, als vorher. Aber er will Schätze sammeln, und was ihn noch beunruhigt, ist die Ungewißheit, welche Güter im Lande er eigentlich an sich kaufen will. Zu seinem guten Glück ist er noch nicht vermählt. Er läßt in Gedanken alle Fräulein die Musterung passiren, und bedauert die guten Kinder, daß er nur eine von ihnen heurathen kann. Mit dergleichen angenehmen Träumen beschäfftigt sich der arme Graf, und weis nicht, daß es nur Träume vom ersten Aprile sind. Noch an eben dem Tage kömmt er an dem Hof zurück. Er nähert sich dem Prinzen mit einer gewissen Vertraulichkeit, zu welcher er sich seit drey Stunden berechtigt

zu

zu seyn glaubt. Der Prinz sieht ihn gleichgültig an; er redet mit allen, die um ihn stehen, nur mit dem Grafen nicht. Diese veränderte Scene ist ihm ein Räthsel. Er wagt es endlich, dem Prinzen etwas ins Ohr zu sagen; der Prinz hört es, ohne seine Miene zu ändern, oder ihm zu antworten. Er wiederholt seine stille Frage noch einmal; der Prinz antwortet ihm mit einem unzufriednen Nein! und kehrt ihm den Rücken zu. Der arme Graf tritt beschämt zurück; er vergißt alle Schlösser, die er kaufen, und alle Fräulein, die er heurathen wollte. Die Antichambre verachtet ihn eben so sehr, wie gestern. Er steht überall im Wege; man drängt ihn zurück. Er bietet sich an, daß er morgen mit Seiner Excellenz speisen wolle; aber nun besinnen sich Seine Excellenz, daß sie morgen selbst zu Gaste sind. Er sagt etliche artige Einfälle, und niemand lächelt mehr. Er geht zu denen, die ihm vor drey Stunden ehrerbietig auswichen; sie bleiben stehen, sie merken ihn nicht, und, die ihn noch merken, die sind so vertraut, Tabak von ihm zu fodern. Zum größten Unglücke kömmt der Kaufmann in das Vorzimmer, dem der ganze Hof schmeichelt, weil der ganze Hof ihm schuldig ist. Er hat in seiner Schreibestube von der gnädigen Vertraulichkeit des Prinzen gegen den Grafen gehört; um deswillen ließ er alles liegen und eilte nach Hofe, um dem Grafen sein ganzes Vermögen anzubieten, in der Hofnung, dasjenige wieder zu bekommen, was er ihm bereits schuldig war. Aber schon auf der großen Treppe erfährt er die geschwinde Veränderung; er geht also in das Vorzimmer, sucht den Grafen und mahnet ihn trotzig. Der Graf eilt beschämt nach Hause, verflucht den Hof und den unglücklichen Tag, ohne sich zu besinnen, daß dieser Tag der erste April ist.

5.

Endlich hat Hypsäus 4) den Schritt gethan, den er sich seit langer Zeit zu thun wunschte. Er hat heute das ansehnliche Amt überkommen. Zwar den Verstand hat er nicht, der zu dem Amte erfodert wird; aber den hat er sich auch eben nicht gewünscht. Genug, daß er die Besoldung und den Rang hat. Er wird dafür sorgen, daß er jemanden miethet, der in seinem Namen den Verstand und Fleiß anwendet, den das Amt erfodert. Nunmehr glaubt Hypsäus vollkommen glücklich zu seyn. Aber seine große Dummheit und Nachläßigkeit wird nun desto mehr in die Augen fallen, je ansehnlicher der Posten ist, in welchem er steht. Die Stadt fängt an, öffentlich über ihn zu lachen, da sie ihn vorher nur im Stillen verspottet hat. Die Einkünfte muß er denen abgeben, die für ihn arbeiten. Er wird also auf den ersten April künftigen Jahres von seiner Ehrenstelle nichts übrig haben, als die Schande und die Verantwortung.

6.

Sehen Sie jenen Mann mit der tückischen und menschenfeindlichen Miene, welcher sich die Stirne wischt und sich ganz ermüdet auf das Kanapee wirft? Das ist Neran 5)! Erst vor einer Minute hat er das große Werk zu Stande gebracht, an dem er seit einem halben Jahre gearbeitet hat. Durch die niederträchtigsten Schmeicheleyen, durch Bestechungen, die ihn den drit-

etn

4) Der Herr Rath *M* = = mit der wichtigen Miene eines *O* = =

5) Der Mann ist mir zu tückisch, den mag ich nicht nennen.

ten Theil seines Vermögens gekostet haben, durch Verunglimpfung der redlichsten Männer, die er für Nebenbuhler hielt, hat er sich diesen Morgen in das Amt gedrängt, bey welchem er hoft, daß man ihm eben so niederträchtig schmeicheln werde, als er gethan, und ihn eben so bestechen werde, als er es thun müssen. Hier sitzt er und dichtet, an welchem von seinen Feinden er sich zuerst rächen will. Schon hungert ihn nach dem Vermögen andrer, welches er, als seine Beute, ansieht. In der That wird er verschiedne unglücklich machen. Aber der Elende, der heute hier auf dem Kanapee von seinem Glücke und dem Untergange seiner Feinde träumt, weis nicht, daß, ehe noch ein Jahr verläuft, Unschuld und Tugend siegen werden und er in dem Gefängnisse verschmachten soll.

7.

Wer ist das kleine junge Männchen, welches dort an jener Tafel eine ganze Gesellschaft ehrwürdiger und erfahrner Männer mit einer so unanständigen Lebhaftigkeit zu übertäuben sucht? Und wer ist die ansehnliche Frauensperson, welche dort an der Thüre horcht und vor Freuden Thränen vergießt? : : 6) Ist das möglich? Also ist dieser Knabe heute zum erstenmale von dem Prinzen in die Versammlung der Räthe aufgenommen worden? und gleichwohl ist er schon so weise, daß er denenjenigen unbescheiden widerspricht, die ihn vor zwanzig Jahren auf den Armen trugen? Und das ist seine Frau Mutter? Sie weint vor Freuden, daß der Himmel ihren Sohn mit so vieler Weisheit und Lunge ausgerüstet hat. Ihre Freude wird nicht lange dauern. Das weise Kind, welches heute vor Gelehr-

6) Viel Glücks, hochweiser *N: : d.*

samkeit bersten möchte, wird in drey Monaten erfahren, daß er ein elender Ignorant sey. Er wird verstummen und alsdann wird er erträglich seyn.

8.

Heute wird der unglückliche Ball seyn, auf welchem so viele zärtliche Thoren den Grund zu ihrem Mißvergnügen legen werden.

Der junge Herr 7) in weißen Strümpfen und mit den reichen Aufschlägen, flattert um seine Schöne, wie die Motte ums Licht. Er sieht ein Paar schwarze Augen, er fühlt eine weiche Hand, er schielt nach dem Palatine, und wird so heiß vor Liebe, daß er schmelzen möchte. Morgen wird er seine Göttinn besuchen und seufzen; übermorgen wird er seine Liebe entdecken; in vier Wochen wird er ihr Mann seyn; und in vier Monaten möchte er sich vor den Kopf schießen, so oft es ihm einfällt, daß er die Thorheit gehabt hat, der Mann eines Frauenzimmers zu werden, dessen unvorsichtige Ausschweifungen ihn vor der ganzen Stadt lächerlich machen.

9.

Selinde, 8) ein stilles, tugendhaftes, und wie man versichern will, fast einfältiges Mädchen, nimmt die Schmeicheleyen des jungen Seladons für Ernst an. Er thut ihr Versicherungen und Schwüre, die sie in dem Hause ihrer Mutter, die eben so stille, tugendhaft

7) Der süße Herr *S = =*, der dort rechter Hand wohnt, wenn man nach dem Markte zugeht.

8) Arme *E = =*! du dauerst mich, und doch weis ich nicht, wie deinem guten Namen wieder aufzuhelfen ist.

haft und eben so einfältig ist, niemals gehört hat. Sie nimmt diese Schwüre für Ernst auf, und fängt an, diesen Flatterhaften zu lieben. Die Mutter läßt es geschehen, daß er sie oft und zu allen Zeiten besucht; die zufriedne Tochter küßt der gefälligen Mutter die Hände dafür. Seladon redet von nichts, als von dem Glücke, das er sich wünscht, die Hand eines so liebenswürdigen Kindes ewig zu besitzen. Das einfältige Kind schweigt sittsam, und wünscht es in ihrem Herzen selbst. Die Mutter lächelt, halb andächtig, und halb, als erinnerte sie sich ihrer Jugend und sagt: wie Gott will, ihr Kinder! Der Leichtsinnige hat die Absicht gar nicht, Selinden zu heurathen. Er liebt ihre Schönheit und will versuchen, wie weit er diesen Roman ausführen könne. Aber die Tugend des Mädchens und der Mutter sind ihm beständig ein unüberwindliches Hinderniß. Man warnet die gute Mutter. Sie bittet ihn, seine Besuche zu unterlassen, welche der ganzen Stadt so verdächtig würden; aber er ist so niederträchtig, daß er sich in öffentlichen Gesellschaften gewisser Vertraulichkeiten berühmt, die den guten Namen der treuherzigen Selinde zweydeutig machen. Sie hofte, der Ball würde die Gelegenheit zu ihrem künftigen Glücke seyn; aber durch eben diese einfältige Treuherzigkeit hat sie ihren guten Namen verloren, welchen ihre Unschuld nicht retten kann. Seladon ist ein Bösewicht; und einem Bösewichte, der etwas Nachtheiliges von einem Frauenzimmer erzählt, glaubt die lästernde Welt immer lieber, als einem Frauenzimmer, welches seine Unschuld eidlich erhärtet.

10.

Aber Seladon bleibt nicht ungestraft. Er hat an eben diesem Abend eine Bekanntschaft mit der Tochter

ter 9) eines Kaufmanns gemacht, die er nebst der Bekanntschaft mit Selinden zugleich unterhält. Denn ein junger Mensch von Verdiensten, wie Seladon, muß mehr als ein Mädchen auf einmal betrügen. Und diesesmal wird Seladon selbst betrogen. Die Tochter des Kaufmanns hat nicht Ursache, spröde zu seyn. Ihr Vater hat ausgerechnet, daß er kaum noch ein Jahr lang im Stande seyn werde, seinen ehrlichen Namen vor der Welt zu erhalten. Seladon ist bemittelt genug, ihn noch einige Zeit zu retten. Der Vater räth der Tochter, diese Beute nicht fahren zu lassen. Sie thut alle Anfälle einer verschlagnen Buhlerinn auf ihn, und thut sie mit gutem Erfolge, weil ihr dergleichen Anfälle nicht neu sind. Noch einige Zeit bleibt Seladon ungewiß, weil er sehen will, wie weit er sein Glück bey Selinden treiben könne. So bald aber dieser Roman abgerissen wird; so kann er sich weiter nicht aus dem Netze entwickeln, das ihm die Tochter des Kaufmanns legt. Nun ist der Flatterhafte gefangen; und kurz nach der Hochzeit erfährt er die zerrüttete Wirthschaft seines Schwiegervaters; ja, was noch weit empfindlicher ist, er erfährt, daß seine Frau ihn nicht zuerst geliebt hat. Er muß zu beiden stillschweigen: denn ein Mann, dem sein eignes Gewissen Vorwürfe macht, wird selten Muth genug haben, seiner Frau dergleichen Ausschweifungen vorzuwerfen, und zwar einer Frau, welche so viel Muth hat, wie diese, ihrem Mann es fühlen zu lassen, daß sie Frau ist. Nun hängt Seladon traurig den Kopf. Er verliert sein Vermögen, welches er in die Hände des Schwiegervaters geben müssen. Er verflucht seine Wahl;

9) Die Mademoiselle S = = ist es, die der Himmel geschaffen hat, den ungetreuen Seladon zu bestrafen.

Wahl; aber ganz im Stillen verflucht er sie, damit es seine Frau nicht höre, vor der er sich scheut. Er kann niemals Selinden begegnen, ohne sich zu schämen. Wie unglücklich ist der Ball vom ersten April für den armen Seladon 10)!

11.

T = = 11) und E = = 12) sehen sich diesen Abend zum erstenmale; sie finden in ihrem beiderseitigen Umgange etwas, das ihnen gefällt; sie fangen an, sich zu lieben; noch an diesem Abende entdecken sie einander ihre Liebe. T = = freut sich und überläßt es aus Bescheidenheit dem Ausspruche ihrer Mutter. E = = ist ein tugendhafter und ehrlicher Mensch; aber er hat kein Geld, kein Amt, und weis auch noch nicht, wenn? und wo? er beides finden soll: T = = hat eben so wenig Vermögen, und kann sich nur sehr kümmerlich mit ihrer Mutter ernähren. Sie lieben sich beide zu aufrichtig, als daß sie einander dieses verschweigen sollten; aber sie lieben sich auch beide zu stark, als daß sie vernünftig nachrechnen sollten, wie viel sie etwan künftig brauchen möchten. Ihre Mutter, ein christliches Weib und eine große Freundinn des Ehestandes, macht ihnen Muth: **Sie sollen beten und arbeiten, so wird es ihnen nicht fehlen!** Wie sehr beruhigt dieser mütterliche Segen unser zärtliches Paar! Sie heurathen sich,

10) Der leichtsinnige *E* = =, er ist unglücklich, aber er hat die Strafe verdient.

11) 12) Ich könnte wohl ihre Namen ganz nennen: denn *T* = = und *E* = = sind zu arm, als daß sie sehr bekannt wären; aber doch dauern sie mich, daß sie nunmehr bekannt werden sollen.

sich, und für großer Liebe merken sie in den ersten vier Wochen ihren Magel nicht. Nun wird ihre jugendliche Liebe etwas ernsthafter. Sie vermissen die unentbehrlichsten Sachen in ihrer Wirthschaft; sie klagen es der Mutter und diese zuckt die Achseln. Sie beten, und haben doch kein Brodt. Sie wollen arbeiten, und es findet sich keine Arbeit und kein Amt für ihren Stand. Sie lieben einander noch eben so aufrichtig; aber desto empfindlicher ist ihnen der Mangel, den keines vor dem andern verbergen kann. Sie und ihre Mutter können nicht begreifen, wie das möglich ist, daß der Himmel eine so aufrichtige Liebe darben läßt; aber sie bedenken nicht, daß die aufrichtigste Liebe unvernünftig seyn kann, und daß der Himmel nicht schuldig ist, unsre Thorheiten zu segnen, wenn wir auch schon diese Thorheiten mit Gebet anfangen.

12.

Kleant = =, 13) ich weis nicht, ob ihr ihn kennt? Kleant, der eigennützige Hagestolz, hat selbst keine Verdienste, als das Geld, und also kennt er auch, außer dem Gelde, keine Verdienste weiter. Man hat immer die Absicht gehabt, sein Vermögen in vernünftigere Hände zu bringen, und um deswillen hat man sich Mühe gegeben, ihn zu verheurathen. Man schlägt ihm ein Frauenzimmer vor, die sehr tugendhaft ist. Aber hat sie Geld? fragte er. »Sie ist von einer gu»ten ansehnlichen Familie.« Aber vielleicht hat sie eben um deswillen kein Geld? »Sie ist zu allen denen Kün»sten und Wissenschaften angeführt worden, die ein »Frauenzimmer zu einer vernünftigen Mutter, einer häus-

13) Mit Ihrer Erlaubniß, Herr N = = T = =, daß ich Sie ein wenig bekannter mache.

»häuslichen Frau und einer liebenswürdigen Freundinn »machen.« Hum! spricht Kleant, aber was bringt sie mit? Dort tanzt dieser Kleant, und zwar tanzt er mit Orimenen 14), einem Frauenzimmer von dreyßig Jahren, welche von ihrem Vater die Kunst gelernt hat, bey einem mittelmäßigen Vermögen die Miene eines Frauenzimmers zu behaupten, welches große Reichthümer besitzt, und nur aus Bescheidenheit und guter Wirthschaft diese Reichthümer nicht gestehen will. Mit dieser tanzt er, und mitten im Tanzen rechnet er nach, wie viel er wohl gewinne, wenn er dieses Frauenzimmer zur Frau bekommen könne. Alle ihre Kapitalien tanzen vor seinen Augen herum, und wenn er ihr die Hand reicht, so geschieht es mehr mit der Bewegung eines Menschen, der Geld empfangen soll, als der die Hand einem Frauenzimmer zum Tanze giebt. Die Menuet ist geschlossen. Er führt sie an das Fenster, er redet schüchtern mit ihr, sie wird roth; er küßt ihr die Hand, sie neigt sich, und er drückt die Hand mit Entzücken an seinen Mund. Nun sind sie einig. Des Wohlstands wegen will man noch vorher den Vormund darum fragen. Der arme Kleant! Er ist seines Glücks gewiß; gleich nach Ostern wird die Hochzeit vollzogen. Nun fragt Kleant nach ihrem Vermögen, und ihr Vermögen besteht in ungültigen Papieren, weitläuftigen Ansprüchen und in der Hofnung, einen reichen Vetter in Ostindien zu beerben, wenn er unverheurathet und ohne Testament sterben sollte.

13.

Warum ist Leonore, 15) die Tochter des rei-

14) Das ist meine Nachbarinn, die kostbare A = =.

15) Die unglückliche T = = =.

chen Kaufmanns, so aufgeräumt? Noch vor einer Stunde saß sie ganz tiefsinnig und unzufrieden, und war gegen alle, die sie zum Tanze auffoderten, frostig und beleidigend, nur gegen den Baron von N = = 16) nicht. Der vergoldete Baron, der eben itzt mit ihr tanzt, hat ihr, oder vielmehr ihrem Gelde, vor einigen Minuten eine förmliche Liebeserklärung gethan. Leonore ist ein hochmüthiges Bürgermädchen, welches nichts so sehr wünscht, als einen hohen Rang und den Titel einer Excellenz: Der Baron hat beides, aber auch viele Schulden. Sind wohl in der Welt zwo Personen, die sich besser für einander schicken? Die Liebeserkläruug von diesem Abende ist der Grund zu einer Vermählung, mit welcher der Baron so geschwind als möglich eilen wird, um eine ruhige Messe zu haben. Nun ist der Baron Herr von ihrem Vermögen, und nun läßt er es die glückliche Leonore empfinden, daß ihre Person, ohne dieses Vermögen, gar keinen Werth hat. Er schämt sich, sie an den Hof zu bringen, an welchen doch zu kommen, die eitle Leonore so sehr gewünscht hat. Sie fühlt die Spötterey seiner Familie, und darüber würde sie sich allenfalls trösten lassen; aber das ist für sie eine schreckliche Sache, daß sie sich auf ein entferntes Landgut ihres Gemahls begeben soll, um daselbst einsam und unbemerkt, in der Gesellschaft der Weiber ihrer Verwalter und Pachter zu leben, um ihren Mann dadurch von dem schimpflichen Vorwurfe einer ungleichen Heurath zu befreyen. Würde Leonore wohl so lustig tanzen, wenn sie die unglücklichen Folgen dieses Balls voraus wissen sollte!

14.

16) Zu deutsch, der Herr Baron von D = =.

14.

Was muß wohl dort der Herr Sekretär 17) mit der großen Perucke in seine Tafel schreiben? Er lacht so laut, daß man kaum noch den Baß von der Musik hört, und läßt sich von der witzigen Kalliste etwas diktiren. Kalliste 18) ist ein Frauenzimmer, welches von allem dem nichts versteht, was man gemeiniglich von der Sorgfalt und dem Fleiße eines Frauenzimmers fodert; aber sie hat viel gelesen, sie ist witzig und so gelehrt, daß sie in Gesellschaft andrer Frauenzimmer gähnt und andre Frauenzimmer in ihrer Gesellschaft einschlafen. Der Sekretär liest Akten und Zeitungen, und ist gleich so witzig, als er es bey seinem Amte nöthig hat; aber gleichwohl macht er die Mode unsrer Zeit mit. Er bewundert den Witz, wo er ihn findet, und bewundert ihn allemal aus vollem Halse. Kalliste legt ihm ein Sinngedicht auf eine Frau vor, die das Unglück hat, dem Herrn Sekretär zu mißfallen. Das ist schon Ursache genug für ihn, diesen Witz zu bewundern. Er schreibt es in seine Tafel; er fragt nach dem Verfasser; Kalliste erröthet. Ha! Ha! schreyt der Sekretär, soll mich der Teufel, das Ding haben Sie gemacht! Kalliste muß es gestehen. Der Sekretär blökt ihr einige Schmeicheleyen vor und spricht: so eine Frau möchte ich haben, wie Sie sind! Gott straf mich, so eine Frau! Er läßt es bey diesem zärtlichen Sturme nicht bewenden. Weil aber Kalliste des Wohlstandes wegen ihn noch diesen Abend in Ungewißheit lassen muß, so wird er morgen von neuem ansetzen, er wird auch

17) Der Herr Sekretär E = =, ein Mann, dessen ganze Lunge witzig ist.

18) Die gekrönnte S = =.

auch morgen noch das Jawort und in vierzehn Tagen Kallisten zur Frau bekommen; aber in vier Wochen möchte er sie gern wieder los seyn. Wenn er zu Bette gehen will, so fehlt Kallisten noch ein Reim; er muß allein schlafen. Wenn er aufsteht, so schläft Kalliste noch, weil sie gestern den Reim sehr spät fand. Wenn er nach Hause kömmt und essen will; so hat Kalliste über einer schönen Stelle aus dem Voltäre vergessen, die Küche zu bestellen. Geht er wieder in sein Amt, so versammelt sich eine Menge witziger Herren bey seiner Frau, welche sich der schönen Künste und Wissenschaften wegen allemal in Abwesenheit des Mannes, bey seiner Frau versammeln. Er kömmt Abends nach Hause; er findet den Tisch voll Bücher und wieder kein Essen darauf. Er flucht, und sie erklärt ihm aus dem Seneka eine vortrefliche Stelle vom Zorne. Er fragt: ob sie ihn ganz wolle verhungern lassen? und sie antwortet ihm mit einem gelehrten natura paucis contenta! Er lärmt über die witzigen Gesellschaften, die seiner Ehre ziemlich zweydeutig wären; aber sie erklärt ihm sehr tiefsinnig die beruhigende Lehre von der harmonia praestabilita. Er legt sich für Verdruß zu Bette; aber die witzige Kalliste weckt ihn wieder auf und liest ihm ein Sonnet vor. Wie unglücklich wird der unwitzige Sekretär mit der witzigen Kalliste leben!

15.

Glauben Sie etwan, daß dort im Erker der junge Mensch bey seiner Großmutter sitzt? Nichts weniger. Er sagt einer alten reichen Wittwe 19) zärtliche

19) So zärtlich waren die Schmeicheleyen ihres ersten Mannes C = = nicht.

che Schmeicheleyen vor, welche bey ihrem fünf und funfzigsten Jahre noch wollüstig genug ist, sie anzuhören. Die Frau besitzt ein erstaunendes Vermögen, ist immer ungesund, nimmt von drey Aerzten Arzeney, und also wird sie in fünf Jahren gewiß sterben. So rechnet Adrast, 20) welcher geschickt, aber arm ist. In der Hofnung, daß er sich länger nicht, als fünf Jahre, mit ihr quälen werde, verlangt er ihre Hand und bekömmt sie, und dieser neue Ehestand gedeiht der alten Frau so gut, daß sie noch in ihrem fünf und siebzigsten Jahre so munter seyn wird, als heuer. Armer Adrast!

16.

Rosamunde 21) steht ganz tiefsinnig unter dem Spiegel. Murner, 22) ein alter Wucherer von zwey und sechzig Jahren fodert sie zum Tanze auf und taumelt mit ihr eine Menuet. Dieser verdrüßliche Alte wird morgen ihr Bräutigam. Rosamunde wird von ihrem Vater gezwungen, dem Manne, der Tonnen Goldes hat, ihre Hand zu geben. Das gute Kind dauert mich: denn Murner wird noch zehn Jahre nach ihrem Tode leben, welcher in den ersten fünf Jahren ihres Ehestandes für Verdruß über ihren geizigen, ekelhaften und plumpen Mann erfolgt. Aber sie würde mich noch mehr dauern, wenn ich nicht wüßte, daß sie ihren natürlichen Widerwillen gegen den verdrüßlichen Alten durch die eigennützige Hofnung beruhigte, daß er in ein paar Jahren sterben und sie durch sein

20) Der Herr Licentiat *E : : r.*

21) Dieses Schlachtopfer heißt *N : : in.*

22) Und dieser ihr Henker heißt *D : : .*

sein Vermögen in den Stand setzen werde, den jungen Erill 23) glücklich zu machen.

17.

Warum eilt Polidor 24) so geschwind und so unruhig nach Hause? : : : Ist das möglich! so ist seine Frau in diesem Augenblicke gestorben, welcher er seit etlichen Jahren durch tausend niederträchtige Beleidigungen das Leben bitter und die Lust zum Tode angenehm machen wollen! Er findet sie todt. Wie leicht ist ihm das Herz! er schickt noch diesen Abend zu Agnesen, 25) die er seit einigen Jahren mehr geliebt hat, als seine Frau, und läßt ihr den Tod der letztern melden. Agnese versteht diese Botschaft und freut sich; und Polidor freut sich noch mehr, da er nun keine Hinderung weiter sieht, Agnesen öffentlich für seine Frau zu erkennen. Was für aufrichtige Thränen würde itzt Polidor über den Tod seiner rechtschaffnen und unglücklichen Frau vergießen, wenn er wissen sollte, daß ihn heute über ein Jahr, um eben diese Zeit, seine Agnese bey den Haaren zum Zimmer hinausschleppen wird, weil er sie in ihrer Einsamkeit mit einem Kaufmannsdiener stören wollte, dessen Glück sie, durch das Geld ihres Mannes, zu machen denkt!

18.

Florinde 26) war auch auf den Ball gebeten; aber sie begräbt diesen Abend ihren alten Mann. Sie geht

23) Ich habe ihn schon genennt; er heißt *Erill.*

24) Der ungetreue *R : :.*

25) Wie gesagt: *Agnesen.*

26) *N : : a,* welche dort so vergnügt unter ihrem Flore lacht.

geht hinter seinem Sarge weit vergnügter, als sie hier in dieser muntern Gesellschaft tanzen würde, wenn ihr Mann noch lebte. Sie hat in drey Jahren viel mit ihm ausgestanden; aber er liebte sie aufrichtig, und zum Beweise seiner Liebe setzte er sie zum einzigen Erben ein. Nunmehr theilt sie ihre Reichthümer mit dem Herrn Lieutenant von **, welcher hier in Garnison stehet, ein irrender Ritter und ein unglücklicher Spieler ist. Wie oft wird sie an ihren verstorbnen Mann mit Thränen denken, wenn sie bey seinen Freunden um das Gnadenbrodt bitten muß!

19.

N = = wird heute diese Weißagungen in der Stille lesen, ohne sich es merken zu lassen. Ich habe sie auf dem Titelblatte gewarnet, sie solle dieselben vom achten bis zum neunzehnten Artikel überschlagen, weil für das Frauenzimmer, und besonders für unverheurathete Frauenzimmer, viel anstößige Stellen darinnen wären. Die Warnung ist Ursache, daß sie den achten und die folgenden Artikel bis zum neunzehnten zuerst gelesen hat. Sie weis gar nicht, was ich will: denn in allen diesen Stellen findet sie nichts anstößiges für das Frauenzimmer. Im Ernste, gar nichts? Desto zufriedner bin ich, meine Schöne! aber doch werden Sie hier vieles finden, daß Ihnen sehr nützlich seyn kann. Hätte ich Ihnen gerathen, diese zwölf Artikel wegen Ihrer erbaulichen Moral zu lesen; so würden Sie dieselben vielleicht gar nicht, oder nach Ihrer guten Bequemlichkeit, oder doch mit Ihrer gewöhnlichen Unachtsamkeit gelesen haben. Aber da ich bat, sie möchten diese Stellen nicht lesen, da ich Sie davor warnte, weil viel Anstößiges darinnen wäre, welches die Ohren

der

der Frauenzimmer beleidigen könnte; mit einem Worte, da ich es Ihnen verbot; so schlichen Sie sich ganz in der Stille auf die Seite, nahmen mein Mährchen vom ersten April, suchten begierig die achte Wahrsagung und lasen unermüdet, bis hieher. Und nunmehr ärgern Sie sich, daß ich das alles voraus gewußt habe. Werden Sie nun bald glauben, daß meine Wahrsagungen vom ersten April gegründet genug sind? Stecken Sie nur das Buch ein, gehen Sie wieder zur Gesellschaft, ich will Sie nicht verrathen.

20.

Wie vielerley Wege sucht sich der Mensch aus, zu seinem Glücke zu kommen, und wie selten trift er die rechten Wege! Ich sehe, daß Frontin 27) mit einem kleinen Blättchen Papier sehr vergnügt aus dem Zimmer eines Großen 28) des Hofes zurück kömmt, von dem er sein Glück gehoft hat, und von dem er es nunmehr desto gewisser erwartet, da er ihm itzt 6000 Fl. gegen einen Wechsel geliehen hat. Frontin ist ganz außer sich über die gnädige und vertraute Art, mit welcher ihm sein Mäcenat ein Amt und seine ganze Gnade versprochen hat. Aber er wird es ihm noch oft versprechen, und wenn Frontin es sich jemals einfallen läßt, die Interessen oder das Kapital wieder zu fodern, so ist er ohne Hülfe verloren. Er hätte wissen sollen, daß die Wechselbriefe eines Mächtigern weiter nichts sind, als schriftliche Komplimente.

27) Sein Vater, der reiche E = = hätte sein Geld vorsichtiger ausgelehnt.

28) Man wird auf verschiedne rathen, aber es ist niemand, als Ihro Excellenz der Graf *M* = =

21.

Wen muß heute Harpax 29) betrogen haben, daß er dort bey seinem Geldkasten so vergnügt lächelt? Nun weis ich es. Vor einer Stunde hat er die letzten hundert Thaler verdient, die ihm noch an dem ersparten Vermögen von 50000 Thalern fehlten. Nun setzt er sich auf die Geldsäcke und rechnet. Wir wollen ihm zuhören, ohne ihn zu stören ‥‥ Das wären also 20. 9. 5. 14. 1. gut! Das wären also 49000 Thaler: Hier in dem Sacke 500 und 300 und 100 und hier in der Hand die 100 Thaler ‥‥ Es ist richtig! Das macht zusammen 50000 Thaler. Gott Lob! Nun will ich nur noch 10000 Thaler darzu verdienen, und hernach mein Alter ruhig beschliessen und dem lieben Armuthe nach meinem Vermögen Gutes thun, so bald ich diese 60000 Thaler beysammen haben werde. Wie glücklich wird mein Sohn leben! Ich habe mit hundert Thalern angefangen und höre mit 60000 Thalern auf. Glücklicher Sohn! wie viel kannst du zusammen sparen, da du mit 60000 Thalern anfängst! Gott erhalte mir nur mein bischen Armuth! Ich will es gewiß auch denen genießen lassen, die darben müssen, wenigstens nach meinem Tode: denn so lange man lebt, weis man nicht, was man selbst braucht, und mein lieber Sohn ist mir doch der nächste. ‥‥ Wollen Sie den lieben Sohn kennen lernen? Dort sitzt er in einem verdächtigen Hause, unter der Gesellschaft einiger Spieler, die seine Freunde sind, und einiger liederlicher Weibspersonen. In eben der Stunde, da sein Vater die letzten hundert Thaler so andächtig in sei-

29) Mark Israel O ‥

seinen Kasten sperrt, schreibt der Sohn einen Wechsel auf 4000 Thaler, und bekömmt von einem Wucherer, der fast so schlimm, wie sein Vatrr ist, 1500 Thaler dafür. Von diesem Gelde wird er mit seinen Freunden und Freundinnen ein paar Wochen vergnugt leben. Der Sohn wird von neuem und mit noch mehrerm Verluste borgen, und wird nach und nach so viel Schulden häufen, daß nicht einmal die väterliche Erbschaft zulangt, sie zu tilgen. Armer Harpax! Wie sehr hast du dich heute verrechnet!

22.

Wie zärtlich drücken Aranth 30) und Javolen 31) einander die Hände! Aranth, als ein geschickter Kaufmann, hat ausgerechnet, daß er 15000 Thaler gewinnen kann, wenn er in der künftigen Messe Bankerot macht. Aber es ist eine gewisse Vorsicht dabey nothig, um den Namen eines ehrlichen Mannes zu behaupten und zugleich zu vermeiden, daß man aus den Gesetzen keine Händel bekömmt. Er hat die Sache itzt mit seinem Advokaten, dem Javolen, überlegt. Der Plan ist gemacht; die Unglücksfälle sind alle aufs reine gebracht, und Aranth findet das Unternehmen sicher genug. In künftiger Messe also wird er den Streich wagen. Er und sein Advokat überrechnen schon den Vortheil, den sie machen wollen. Sähen sie zukünftige Dinge voraus, wie ich sie voraus sehe; so würden sie beide die Köpfe hängen. Ihre Bosheit wird entdeckt werden. Den Kaufmann wird man auf seine ganze Lebenszeit in den Schuldthurm werfen; und den Advokaten wird man

30) Mich dünkt, er heißt *A = =*.

31) T = = *Juris utriusque Doctor*.

man zu einer öffentlichen Handarbeit verdammen. Wie unglücklich ist ihnen der heutige Tag zu diesem Unternehmen! Aber sie sind zu entschuldigen. Haben sie wohl Ursache gehabt, eine so strenge Gerechtigkeit zu befürchten, von welcher man seit funfzig Jahren kein Exempel weis?

23.

Unter allen Tagen im ganzen Jahre ist besonders der erste April der Goldmacherkunst geheiligt: ich würde also Unrecht thun, wenn ich nicht ein paar Worte davon sagen wollte.

Der Mann mit der heitern und ehrlichen Miene, welcher dort vor dem Ofen sitzt und gedankenvoll das künftige Glück überrechnet, an welchem er so viele Menschen will Antheil nehmen lassen, so bald er die große Sache wird zu Stande gebracht haben; dieser Mann verdient unsre Hochachtung und unser Mitleid. Es sind gestern gleich zwanzig Jahre gewesen, daß er angefangen hat, zu laboriren, und allezeit unglücklich; aber heute hat er einen Proceß angefangen, der ihm gewiß alle seine Mühe auf einmal belohnen wird. Nun sinnt er nach, was er mit den unsäglichen Schätzen anfangen will, von denen er künftig Herr seyn wird. In seiner Vaterstadt will er eine Stiftung für hundert Arme machen. Unter seinen Verwandten hat er viele, die Noth leiden, denen will er unter die Arme greifen, daß sie Brodt verdienen können. Für die Geistlichen und Schulen setzt er jährlich drey tausend Thaler aus, die er nach seinen Gutbefinden unter sie theilen will. Alle Jahre will er fünf Knaben auf ein Handwerk thun, und fünf armen Mädchen will er eine Ausstatung geben. Er kennt zween Kaufleute, die fleißig und ehrlich, aber in ihrer Handlung unglücklich sind; denen

will er ohne Zinsen so viel Geld leihen, als sie brauchen, damit sie für sich und die Ihrigen Brodt erwerben können. Hundert tausend Thaler will er alle Jahre verbauen, damit diejenigen ihren Unterhalt bekommen können, die Lust haben, zu arbeiten. So menschenfreundlich träumt Philet 32)! Dieser rechtschaffne Mann ist der einzige, dem ich die Entdeckung eines Geheimnisses gönnen wollte, welches außerdem, wenn es zu entdecken und mehr als einer Person bekannt wäre, das größte Unglück für ein Land seyn müßte.

24.

Dort sitzt Argyl 33) vor dem Ofen und bläst, daß ihm Schweiß und Ruß über das Gesicht laufen. Er arbeitet auch an der Erfindung des großen Geheimnisses; aber wie sehr ist er von dem tugendhaften Philet unterschieden! Argyl hat ein ansehnliches Vermögen auf die niederträchtigste Art verschwendet und noch viele Leute boshaft um das Ihrige gebracht. Nun macht ihn die Verzweiflung zum Narren. Er ist einem bettelnden Landstreicher in die Hände gefallen, welcher ihn diese wichtige Kunst lehren will. Argyl lechzet nach den versprochnen Schätzen, nicht, daß er tugendhaft leben, andre glücklich machen und seine Schulden bezahlen will: Keinesweges! Er will Gold machen, damit er eine unerschöpfliche Quelle habe, seine gemachten Ausschweifungen fortzusetzen. Er hat heute einen neuen Proceß angefangen. Er macht ein großes Geheimniß daraus; aber ich will ihn verrathen:

»Rec

32) Schon die ehrliche Miene macht den leichtgläubigen *P = =* keuntlich, wenn ich ihn auch nicht neunte.

33) Der Taugenichts *R = = k*.

»Rec. ☽ *fin. solvire* solche *in aquafort.* Ziehe »das *aquafort* davon, und dieses wiederhole zum »drittenmale. Nun gießet *destillirten acet.* darauf »und *solviret* darinnen alles, was sich *solviren* will, »ziehet den *acet. destill.* davon, und solches wieder»holt auch zum drittenmale. Das hinterbliebene »Salz *solvire in aqua pluviali*, *filtrire* und *coa*»*gulire* es *ad consistentiam discretam*, so ist er »fertig.«

Nun hat Argyl alles, was er sich wünscht. Aber ich weis es besser, was er hat — die Narrentinktur.

25.

Blasewind 34), ein herumirrender Goldmacher, ist es, welcher den rechtschaffnen Philet und den unartigen Argyl betrügt. Er hat sich schon einige Zeit von ihrer Leichtgläubigkeit sehr bequem unterhalten. So ungeschickt und unwissend er auch ist; so ist er doch fein genug, sich die Schwäche eines jeden zu Nutze zu machen. Mit dem Philet redet er von nichts, als von guten Werken, und mit dem Argyl von nichts, als von den wollüstigen Tagen, die auf ihn warten. Er hoft an dem Orte, wo er itzt ist, noch viele zu hintergehen, weil es bey uns noch einige Philete und unzählige Argyle giebt. Aber Blasewind betrügt sich. Die Schulden, die er an andern Orten gemacht, verfolgen ihn. Er hat hier zu seinen Ausschweifungen nöthig gehabt, neue Schulden zu machen; und er flieht. Er schmeichelt sich an einem kleinen Hofe ein, welcher gewohnt ist, mehr

34) ‥ *A* ‥, und wer ihn von Person will kennen lernen, der lese die Zeitungen, wo er in Kurzem mit Steckbriefen verfolgt werden wird.

mehr Aufwand zu machen, als die Einkünfte seines Landes ertragen: Er verspricht, diesem Mangel abzuhelfen. Man hört ihn, man giebt ihm, was er verlangt; aber man giebt auch sehr sorgfaltig auf ihn Acht. Er wird über einer Betrügerey ertappt, er gesteht noch mehrere, und dort vor dem Thore auf der Höhe rechter Hand der Straße, dort wird ein vergoldeter Galgen hingebaut werden, an dem dieser tückische Landstreicher hängen soll.

26.

Moran 35) hat gehört, daß Kleider Leute machen. Bisher haben ihm seine Umstände nicht erlaubt, daß er viel auf die Kleider hätte wenden können; und eben dieses hat er für die einzige Ursache gehalten, warum er so wenig bemerkt und so wenig geschätzt worden ist. Nun will er der Welt die Augen öffnen. Er überlegt diesen Morgen die Sache mit seinem Schneider. Er läßt einige prächtige Kleider verfertigen, und damit ihm diese neue Equipage nicht gar zu kostbar falle, so kauft er ein paar reiche Westen von einem Kammerdiener. Nun bricht er hervor, und läßt sich in allen Spaziergängen, in den Lustspielen und Vorzimmern der Großen sehen. Er erlangt seinen Zweck. Alle Welt sieht auf diese unbekannte Figur, wie man auf einen unerwarteten Kometen sieht, der einige Zeit unter den Sternen herum irrt. Man fragt, wer es sey? man erfährt es endlich, und in kurzer Zeit weis die ganze Stadt, daß er ein Mensch ohne Erziehung, ohne Wissenschaften, ohne Sitten, mit einem Worte, daß er ein unnützes glänzendes Geschöpf ist. Hätte Moran nicht besser gethan, wenn er in seinem alten Kleide unbemerkt ge-

35) E = = heißt dieser prächtige Narr.

gestorben wäre? Man würde nicht gewußt haben, daß er lebe; aber das würde für ihn sehr vortheilhaft gewesen seyn.

27.

Der heutige Tag ist für die Pracht des **Narciß** 36) nicht glücklicher. Narciß, nachdem er lange genug sich in sich selbst verliebt hatte, verliebt sich nun auch in ein vornehmes Frauenzimmer, und ist so ungerecht, zu glauben, die Aufmerksamkeit eines Frauenzimmers zu gewinnen, dazu gehöre weiter nichts, als ein wohl gepuderter Kopf, ein kostbares Kleid, feine Wäsche, ein Band im Degen, ein paar kostbare Dosen, eine goldne Uhr und ein Ring, von dessen Werthe man sich eine Weile unterhalten kann, wenn man sonst nichts zu reden weis. Alles dieses schafft sich Narciß, und borgt es, da er kein Vermögen hat, es zu bezahlen. Er hat das Glück, ein paar Tage in dem Hause des Frauenzimmers gelitten zu werden; aber in kurzem erfährt der Juwelierer, daß er seinen Ring sehr unsichern Händen anvertraut habe. Er nimmt ihn zurück; die übrigen Gläubiger folgen ihm nach, und in kurzem ist Narciß ganz ausgekleidet und kriecht wieder in seinen alten Rock.

28.

Heute ist in dem Hause des alten **Marcils** 37) alles

36) Sein wahrer Name ist C = =, und wer mir nicht glauben will, der frage nur den Juwelierer.

37) Bisher hat er E = = geheißen; aber vermuthlich wird ihn der Sohn nöthigen, diesen Namen zu ändern, den in ganz Paris keine Marquisinn aussprechen kann, so deutsch klingt er.

alles für Freuden außer sich: denn eben heute ist sein Sohn aus Paris zurück gekommen. Im vorigen Jahre reiste er dahin, als ein junger, bescheidner und gesitteter Mensch, ein wenig einfältig, und hieß Hanns: Heute kömmt *Monsieur Jean* zurück, ohne Gesundheit, ohne Sitten, ohne Religion, und sagt seinem deutschen Vater und seiner deutschen Mutter Thorheiten vor, und beide sind für Freuden außer sich. *Monsieur Jean* geht in Gesellschaften; alle sehen auf ihn, wie auf ein fremdes Thier. Der Einfältige hält diese Aufmerksamkeit für Beyfall; aber er wird in dieser vergnügten Einbildung nicht lange bleiben. In vier Wochen wird er einen alten und angesehenen Kaufmann auf dem Kaffeehause finden; er wird vor ihm herum gaukeln und ihn so lange beleidigen, bis dieser ehrliche Mann ihn vor der ganzen Gesellschaft versichern wird, daß *Monsieur Jean* ein Narr sey. Die ganze Gesellschaft wird diese Wahrheit durch ihren lauten Beyfall unterstützen.

29.

Celsus 38) hat diesen Morgen den Grundstein zu einem prächtigen Gebäude gelegt, welches er vor dem Thore aufführen will, um seinem Namen ein ewiges Andenken zu stiften und seinen Nachkommen eine anständige Wohnung zu bauen. Wüßte Celsus, daß ihn dieser Bau sein ganzes Vermögen kosten wird, daß er noch eben so viel aufborgen muß, um nicht die Schande

38) Auf seinen Ballen steht ein D = =, und über die Hausthüre wird es auch mit dem gewöhnlichen Kaufmannszeichen und einem heuchlerischen *Soli Deo Gloria* kommen, um zugleich seinen Vornamen und sein Vaterland auszudrücken.

de und den Vorwurf eines unüberlegten Unternehmens zu haben, das er nicht ausführen kann; wüßte er, daß ihn seine Gläubiger durch die Hand des Richters aus dem Hause werfen werden, so bald er es völlig ausgebaut hat, daß dieser prächtige Pallast den Namen eines ganz Fremden und Unbekannten bekommen wird, der itzt nur noch eine kleine verachtete Handlung durch seinen Fleiß und sein Glück unterhält; wüßte Celsus, daß seine unglücklichen Kinder in eben diesem Hause um das Brodt dienen werden: wie traurig würde er seyn, wie sehr würde er sich seines unüberlegten Ehrgeizes schämen!

30.

Argyr 39) hat heute zum erstenmale den unglücklichen Einfall, ein Münzkabinet anzulegen. Sein Vermögen ist geringe, seine Einkünfte sind ungewiß; aber desto gewisser die Ausgaben, die er auf die Erziehung einer starken Familie wenden muß. Das alles hindert ihn nicht. Er hat heute früh das ansehnliche Münzkabinet eines seiner reichen Freunde gesehen; um deswillen nimmt er sich vor, auch eines anzulegen. Er putzt alle Thaler rein, die er bekommen kann, und, wo er eine Münze findet, die recht glänzt und neu aussieht, die trägt er in seinen Schatz. In ein paar Jahren wird ein stärkeres Vermögen in dieser Sammlung stecken, als er entbehren kann. Seine Kinder leiden Noth, er sieht es, es jammert ihn; aber er sammelt immer noch mehr in sein Münzkabinet. Er borgt Geld mit sechs pro Cent auf, um schöne Münzen zu kaufen.

 End=

39) Wer kann sonst ein solcher Thor seyn, als Herr X = =?

Endlich drängen ihn seine Schulden, und da er nicht bezahlen kann, so bemächtigen sie sich seines Kabinets. Der unbedachtsame Argyr! Seine Kinder sind bald verhungert, er selbst hat kein Brodt, und sein schön ausgeputztes Kabinet haben die Goldschmidte.

31.

Das ist heute zum fünftenmale, daß sich Mentor 40) in ein Joch spannen läßt, aus dem er schon viermal zu seinem großen Vergnügen erlöst worden ist. Aber dasmal ist es eine ganz andre Sache: denn der Vater des jungen Menschen, von dem er heute Hofmeister werden müssen, ist einer der vornehmsten bey Hofe, und hat ihm eine gewisse und anständige Versorgung versprochen. Armer Mentor! Desto schlimmer ist es für dich, wenn der Vater deines Telemachs so vornehm und mächtig ist. Führt sich dieser auf, wie es die Wünsche der Aeltern und deine unermüdete Sorgfalt verlangen; so ist es nur sein guter natürlicher Charakter, dem man es zu danken hat. Schweift er aus; so ist kein Mensch Schuld daran, als der Hofmeister. Ich habe Mitleiden mit dem rechtschaffnen Manne. Sein Amt ist in vielerley Absicht eines der wichtigsten; und doch ist ein alter Hofmeister immer derjenige, welcher am meisten getadelt und am wenigsten belohnt wird. Er macht vielleicht einen jungen Kavalier nach dem andern geschickt, sein Glück bey Hofe und in dem Lande zu finden; aber er bleibt immer Hofmeister; ungefähr so, wie ein alter Fährmann das halbe Land über den Fluß gesetzt hat, und immer auf der Fähre grau wird, und immer nicht vielmehr davon hat,

40) Und dieser ist mein Feund N • h.

hat, als ein kleines Trinkgeld und ein nichts bedeutendes: Behüte euch Gott, mein Freund!

32.

Wie lustig geht es dort am Markte in des jungen Lindors 41) Hause zu! Heute ist der feyerliche Tag, an welchem ihn der Prinz mündig gesprochen hat. Er verkündigt dieses Glück der Stadt mit Trompeten und Paucken, und feyert dieses Fest in Gesellschaft einiger nichtswürdigen Leute, die schon lange auf sein Vermögen gelauert haben und deren Nahrung es ist, die Freundschaft junger Thoren zu suchen, die sich mündig sprechen lassen. Das Recht, das er sich erkauft hat drey Jahre eher mündig zu seyn, als er es nach der Ordnung der Gesetze seyn sollte, ist nichts anders, als das Recht, drey Jahre eher zum Bettler zu werden.

33.

Endlich hat es Polydor 42) so weit gebracht, als er es schon seit vielen Jahren gewünscht hatte, zu bringen, und als es weder sein Vater, noch Großvater haben bringen können. Hier sitzt er im Lehnstuhle, und überdenkt sein Glück und das Glück seiner Kinder, bis auf die spätesten Urenkel. Seine Frau hängt ihm zärtlich am Halse, und dankt Gott und ihrem Manne, daß sie den heutigen großen Tag noch hat erleben können. Der glückliche Polydor! Vier Wochen wird das ganze Land von nichts reden, als von ihm. Seine Fein-

41) Der junge T = und, wenn es nach ihm geht, in kurzem der Herr von T = =

42) Seit diesem Augenblicke, Ihro Hochwohlgebohrnen Gnaden, der Herr von J = = Erb= Lehn= und Gerichtsherr auf rc. rc. rc. rc.

Feinde werden für Verdruß rasen, und seine Freunde werden stolz seyn, daß sie seine Freunde sind. Er wird auch noch immer ihr Freund seyn, ob es ihm gleich seine Umstände nicht erlauben, so vertraut mit ihnen umzugehen, wie vorher. Er muß den Hof scheuen: denn nunmehr giebt der Hof auf alle seine Schritte Acht. Was ist denn das für ein schreckliches Glück, das Polydor heute erlebt hat? er hat sich für 3000 Gulden Ahnen gekauft.

34.

Nun wird die Sache schon anders gehen. Sempron 43) kömmt eben itzt vom Rathhause und hat eine Klage übergeben. Sein Nachbar soll es schon erfahren, daß er das Recht nicht hat, in Semprons Hof zu sehen. Wenn er mir folgen wollte; so würde er es ihm nicht verwehren. Aber sein Advokat hat es ihm aus einem großen Folianten bewiesen, daß er gerechte Sache hat und daß der Streit in vier Wochen entschieden seyn muß. Auf den ersten April 1775. wird sich Sempron vergleichen und dem Nachbar erlauben, in seinen Hof zu sehen. Die Unkosten werden aus bewegenden Ursachen kompensirt: und damit Sempron den Advokaten bezahlen kann; so verkauft er das Haus. Nun hat er doch so viel erlangt, daß der Nachbar nicht mehr in seinen Hof sieht.

35.

Das war alles, was man von Philanders 44) Klug=

43) Der streitbare *S* = =

44) Seine gebietende Magd wird ihn zwar nur den alten Hund nennen; eigentlich aber heißt er *P* = = *E* = =

Klugheit und Wirthschaft erwarten konnte. Er hat ausgerechnet, daß es ihn sehr viel kosten würde, eine Frau zu nehmen. Er ist zu schlau, als daß er nicht merken sollte, eine Frau würde mehr Herrschaft verlangen, als ihm erträglich sey. Er nimmt also heute eine Magd zu sich und macht eine Maitresse aus ihr. Ehe noch ein Jahr vergeht, wird ihn diese Magd zur Treppe hinunter werfen, und ehe zehn Jahr vergehen, wird diese Magd sein ganzes Vermögen an sich gezogen haben, und wenn Philander essen will, so ißt er das Gnadenbrodt aus der mildthätigen Hand seiner Magd.

36.

Dort steigt Gurdus 45) vom Wagen, nachdem er vier Wochen außer Landes gewesen und von dem Prinzen in einer kleinen Verrichtung gebraucht worden ist. Es waren seine ersten Verrichtungen, darum hielt er sie für sehr wichtig. So lange er abwesend war, bildete er sich ein, daß das ganze Land nur von ihm und seinen Verrichtungen rede. Er kömmt zurück, er wundert sich, daß ihn das Land nicht durch Bevollmächtigte an der Gränze einholen läßt. Er kömmt in die Stadt und fährt unbemerkt durch die Gassen. Er steigt vor seinem Hause ab, und der Wirth fragt ihn, ob er spatzieren gefahren sey? Also hat nicht einmal der Wirth ihn vermißt? Hätte wohl dem Gurdus, der sich alle Wochen in den Zeitungen suchte, eine größre Demüthigung begegnen können?

45) Der Herr von C . . so lange er außerhalb Landes war, aber bey uns C . . schlechtweg.

37.

Nun wird Cölestine 46) ihre Lebenszeit recht vergnügt zubringen. Sie hat heute den Handel über ein Landgut geschlossen, auf welches sie nach den Feyertagen ziehen und nicht wieder in die Stadt kommen will. Sie ist die Stadt überdrüßig. Man sieht da nichts, als den Himmel und die Gasse. Tag und Nacht ist keine Ruhe; jede Familie ist der Spion der andern. Den besten Freunden darf man nicht trauen, und unter diese besten Freunde gehört Pattine, die den reichen Kaufmann geheurathet hat, auf dessen Herz Cölestine eine Hypothek hatte. Mit einem Worte, sie ist die Stadt überdrüßig; aber vor Eintritt des Winters wird sie das Landleben noch mehr überdrüßig seyn. Die Natur ist ihr zu einförmig; die Bäume stehen einen Tag, wie den andern, auf ihren Plätzen. Niemand ist da, der ihren Putz sieht; niemand, der ihr eine Schmeicheley von ihren Händen sagt; und niemand, der sich zärtlich ängstigt, wenn es ihr einfällt, unpaß zu seyn. Sie hat keinen Zeitvertreib. Von wem soll sie Böses reden? Aber der Pfarrer und seine Frau spielen Lombre = = = Ja, ja! sie spielen es freylich, aber das Fischchen nur um einen Kreuzer. Die unglückliche Cölestine! wie sehr wird ihr der Kauf reuen, über den sie heute so viel Vergnügen bezeigt!

38.

Guten Morgen, Junker Wester, 47) guten Morgen! Was macht die Frau Gemahlinn, die kleine Fä-

46) Wenn es doch *T* = = gestehen wollte, daß sie nur die Eifersucht zu diesem Entschlusse gebracht hat!

47) Junker *A* = = der Fuchsjäger.

Familie und ihr Hünerhund ? . . . Das ist ja recht gut. Ich freue mich über das Wohlseyn der lieben Ihrigen. Aber was haben Sie so früh in diesem Hause gemacht ? Im Ernste ? Sie haben also das Haus itzt gekauft und wollen von dem Lande in die Stadt ziehen ? Der Verdruß mit Ihren Nachbarn, der Proceß mit ihren unruhigen Unterthanen, die Chikanen der Advokaten, die Unredlichkeit der Pachter, und, was das kläglichste ist, der Verlust der Mittelhagd, das sind freylich Ursachen genug, die Ihnen das Landleben verhaßt machen könnten. Aber werden Sie in der Stadt vergnügter seyn ? Man wird Sie auslachen, wenn Sie gestiefelt in Spielgesellschaften gehen wollen. Wenn man von den Operarien spricht, so werden Sie zeigen, wie der Hirsch auf der Brunst schreyt. Man wird Ihnen sagen, daß morgen ein Galatag ist, und Sie werden antworten, daß morgen auch die Jagd aufgeht. Man wird Sie fragen, ob Sie morgen auf den Abend den Tamerlan mit ansehen wollen ? und sie werden sehr neugierig fragen, ob er schon eingehetzt ist ? die ganze Stadt wird über Sie spotten, und Sie werden glauben, daß die ganze Stadt närrisch sey. Tauschen Sie noch heute mit Cölestinen. Ziehen Sie wieder aufs Land und bereden Sie Cölestinen, daß sie bey uns bleibt ; so ist jedes an seinem Orte.

39.

Timoleon 48) wird heute sein Testament bey den Stadtgerichten niederlegen. Er vermuthet wohl nicht, daß es seine Kinder umstossen werden. Er ist immer ein strenger Vater gegen seine Kinder gewesen ; und diese haben mit Zittern seine Befehle befolgt. Aber Timoleon hat vergessen, ihre Liebe zu erwerben ; und das

48) Mein Nachbar *T* . .

das ist die Ursache, daß sie nach seinem Tode über keine von seinen Verordnungen halten werden, weil sie weiter nicht Ursache haben, sich vor seiner Strenge zu fürchten. Bey der Unfreundlichkeit, mit welcher er seine Kinder regierte, haben sie keine Gelegenheit gehabt, zu lernen, wie man sich gegen einander liebreich bezeigen müsse. Die traurigen Folgen davon werden sich bey der Erbtheilung zuerst äussern. Ein jedes wird nur auf seinen Nutzen sehen, und daraus entsteht ein ungesitteter Zank, der ohnedem unter den Geschwistern immer am heftigsten ist. Dieser Zank erwächst zu einer öffentlichen Verbitterung, und es giebt Advokaten, welche sich diese Uneinigkeit so wohl zu Nutze zu machen wissen, daß sie in zehn Jahren die einzigen Erben dieser reichen Verlassenschaft seyn werden.

40.

Opim 49) ist nicht glücklicher. Er weis, daß er fremde und lachende Erben hat, die, ungeachtet aller legalen Mühe, die er anwenden wird, dennoch seinen letzten Willen nicht sorgfältig genug beobachten werden. Opim ist ein Mann, der bey einem sehr großen Vermögen viel Ehrgeiz und keinen Verstand besitzt. Er hat sich niemals Mühe gegeben, sich um seine Mitbürger verdient zu machen; was wird er nach seinem Tode für Nachruhm von ihnen erwarten können? Opim hat einen guten Einfall: er will sich seinen Nachruhm selbst bestellen. Der Bildhauer kömmt; er soll ihm ein marmornes Grabmal bauen. Ein halb Duzend steinerne Tugenden sollen um dasselbe herum sitzen und bittre

49) Der prächtige Name *V = = R = = M = =* würde sich gewiß auf seinem Grabmale vortreflich ausgenommen haben.

bittre Thränen vergießen. Selbst der unerbittliche Tod soll unzufrieden aussehen, daß er den großen Opim hat von der Erde wegraffen müssen. Die Fama bekömmt auch ihre Rolle. In der Mitte des Grabmals sollen zween kleine geflügelte Buben, die ganz erbärmlich greinen, das Schild halten, welches sich Opim so groß, als möglich, bestellt, um seinen ganzen Titel, alle seine Tugenden und alle seine Verdienste darauf setzen zu lassen, damit die Welt doch sehen möge, daß es auch in unsern Tagen große und tugendhafte Männer und einen Patrioten gegeben habe, der Opim hieß. So machte er es, wie es Alexander mit seinem Lager in Indien macht, welches er so groß und weitläuftig einrichten ließ, daß die Nachwelt glauben sollte, seine Macedonier wären Riesen gewesen. Das Grabmal wird fertig, und es fehlt nichts, als daß noch die Schrift in das Schild eingehauen werde. Was für ein schweres Ende würde der stolze Opim haben, wenn er wissen sollte, daß seine Erben sich nicht einmal über die Kosten werden vereinigen können, seinen Namen auf das Grabmal setzen zu lassen! Das prächtige Monument wird unvollkommen stehen bleiben. In funfzig Jahren wird man nicht mehr wissen, wer darunter liegt; In hundert Jahren wird es der Magistrat an sich nehmen und es zu einem Grabmale seines alten Bürgermeisters brauchen, welcher sehr tugendhaft, aber zu arm war, als daß ihm seine Erben ein so verdientes Denkmal hätten stiften können.

41.

Nunmehr wird sich der unzufriedne Timon 50) wohl

50) Der redliche, aber unzufriedne *A * **.

wohl beruhigen; er hat endlich ein ansehnliches und einträgliches Amt bekommen, wie er es schon lange gewünscht hat. Ich zweifle doch noch daran: denn die Unzufriedenheit ist sein Fehler, und vielleicht sein einziger Fehler, weil er außerdem ein sehr liebenswürdiger Mensch ist. Schon als Kind war er unzufrieden. Wenn man ihm erlaubte zu spielen; so wünschte er sich ein Buch. Wenn er studiren sollte; so setzte er sich auf sein hölzernes Pferd. Der Vater widmete ihn dem geistlichen Stande, und der Sohn hatte Lust dazu; aber mit einem male fiel es ihm ein, ein Soldat zu werden. Er ward es; und wollte studiren. Auch dazu verhalf man ihm, und nachdem er etliche Jahre sehr fleißig studirt und viel gelernt hatte, so wählte er die Jagd. Auch die gefiel ihm nicht lange, und er versuchte sein Glück am Hofe. Der Zwang des Hofes machte ihm diese Lebensart in den ersten zween Monaten verhaßt; er wünschte sich also ein Amt, wo er Gelegenheit hätte, seine Gelehrsamkeit zu brauchen und dafür belohnt zu werden. Das hält schwer: denn Rang und Titel kann man bey Hofe immer eher erlangen, als Amt und Belohnung. Endlich hat er beides heute bekommen, und er ist vor Freuden außer sich. In kurzem wird er die mühsamen Beschäftigungen des Amtes überdrüßig seyn. Er wird eine reiche Wittwe heurathen und sich auf ihr Landgut setzen. Aber mit einem Landgute hat man nichts, als Verdruß; er wird sich dafür ein Haus in der Stadt kaufen. Aber in dem nächsten Sommer ist ihm auch die Stadt zu enge. Es fällt ihm einmal wieder ein, daß er ohne Frau vergnügter gelebt hat. Nun wäre er es wohl zufrieden, wenn seine Frau stürbe. Sie stirbt; Timon ist untröstbar: denn er hat sie in der That geliebt. Nun will er wieder heurathen, und ehe ein halbes

Jahr

Jahr vergeht, heurathet er ein junges lebhaftes Mädchen. Der unglückliche Timon! Itzt hätte er wohl Ursache, sich ein besseres Glück zu wünschen; aber der Tod wird ihn überraschen, eben, da er den Mund aufthut, etwas zu wünschen.

42.

Sehen Sie dort den dicken Bürger, 51) welcher sich am Kamine mit einer kurzen Tabakspfeife auf seinen Bierkrug gelehnt hat? In diesem Augenblicke ist er dahinter gekommen, ob Oßmann wider Rußland, oder wider Persien zu Felde ziehen wird. Sehen Sie einmal, mit welcher Zufriedenheit er lächelt! Die Czarinn mag sich wohl in Acht nehmen: denn sie hat an diesem politischen Bürger einen heimlichen Feind. In seinem Handwerke ist er ein ehrlicher Mann; aber ein Narr, so bald er ein Stück Zeitung in die Hände bekömmt. Und daß er heute ein doppelter Narr ist, das macht der erste April.

43.

Beobachten Sie einmal die Pharisäermine, mit welcher Orgon 52) von seinem Fenster herab auf eine Menge armer Bürger sieht, die sich vor seinem Hause versammlet haben, um einen kleinen Theil von denen zwanzig Thalern zu bekommen, die er unter sie ausspenden läßt, und allemal auf den heutigen Tag auszuspenden verordnet hat. Betrachten Sie aber auch zugleich seine Aufmerksamkeit, mit welcher er die Fenster der Gasse und die Gesichter der Vorbeygehenden untersucht, ob sie auch sein mildthätiges Christenthum genug bewundern, und ob sie auch denjenigen am Fen-

51) Meister N = =, Bürger und Zinngießer allhier.

52) Dieser lärmende Wohlthäter heißt T = =.

ster stehen sehen, aus dessen wohlthuender Hand so viel Segen auf das arme Volk herab träufelt? Wie sehr betrügt sich Orgon, wenn er glaubt, daß er durch die milde Stiftung die Hochachtung seiner Mitbürger erlangen und bey den Nachkommen sein Andenken erhalten werde! Die ganze Stadt redet heute von dieser neuen Stiftung, das ist wahr; aber die ganze Stadt erinnert sich auch heute zugleich der Ungerechtigkeit und der Meineide, mit welchen Orgon sein Vermögen zusammengescharrt hat. Die Nachkommen, so lange sie von ihm noch etwas wissen, werden eben das sagen; und erst alsdann, wenn man seinen Namen ganz wird vergessen haben, alsdann erst wird dieses Gestifte erbaulich und von einigem Werthe seyn. Orgon ist nicht ganz ohne Gewissen. Er fühlt seine Bosheiten; er weis, daß er nur wenige Jahre noch leben kann; er erschrickt, wenn er an das denkt, was auf ihn wartet. Was soll er thun? Er will das thun, womit er sich so oft auf dem Rathhause geholfen hat. Um nach dem Tode einen gnädigen Richter zu haben, drückt er heute Gott vier Louisd'or in die Hände: denn er hat gehört, man leihe dem Herrn, was man den Armen giebt, und die Armen, die hier vor seinem Hause auf ein paar Kreuzer warten, werden es schon bey ihrem Gott zu rühmen wissen.

44.

Es ist wohl noch niemals ein Mensch sich selbst so ungleich und in seinem Charakter so widersprechend gewesen, als **Chamäleon** 53). Seine Fehler und seine Tu-

53) Sein Name heißt I = = =. Ich wundre mich, daß er ihn nicht auch schon etlichemal verändert hat.

Tugenden sind übertrieben. Er kauft sich eine prächtig eingebundne Bibliothek und redet von nichts, als von gelehrten Editionen. Mit einemmale fällt es ihm ein, daß alle Gehrsamkeit Pedanterey sey; er verkauft alle Bücher und kauft sich eine Rüstkammer von Flinten und anderm Gewehre. Diese weis er noch weniger zu brauchen, als die Bücher; er kauft sich also Uhren dafür. Von ungefähr sieht er eine prächtige Equipage; sie gefällt ihm, er muß auch eine haben. In vier Wochen jagt er den Kutscher und Bedienten fort, verkauft seine reichen Kleider an die Juden und geht ohne Laquay in einem alten Regenrocke durch die Gassen. Er war einmal in die Gesellschaft eines rohen Engänders gekommen, und so lange er in dessen Gesellschaft herum schwärmte, so lange that er nichts, als daß er sich in Punsch besoff und die Religion lästerte. Sein alter Onkel, ein abergläubischer Mann, brachte ihn von dieser Ausschweifung zurück, und nun gieng er mit ihm in alle Predigten und Betstunden, sah Gespenster und that Gelübde. Seit einem Monate hatte er sich in den Kopf gesetzt, ein alter ehrlicher Deutscher zu seyn. Er redete Vornehme und Geringe mit einer quackerischen Vertraulichkeit an. Nichts war ihm beschwerlicher, als zu grüßen und zu danken: denn das hielt er für eine französische Tändeley. Er sagte allen Leuten Grobheiten, in der Meynung, daß es Wahrheiten wären. Er ward dadurch verhaßt; man litt ihn in keiner Gesellschaften mehr, und erst gestern hat er eine Verdrüßlichkeit gehabt, die ihm sehr empfindlich gewesen ist. Heute hat er sich also vorgenommen, artig und lebhaft zu seyn und aller Welt zu schmeicheln. Er wird es eben so ungeschickt anfangen; seine Schmeicheley wird noch mehr beleidigen, als seine Grobheit:

heit: denn allemal wird er zur Unzeit und sehr unüberlegt schmeicheln. Einem Kammerjunker wird er sagen, daß er in seinen Scherzen sehr tiefsinnig und gelehrt sey: und an einem Professor wird er den schönen Fuß bewundern und ihn nöthigen, eine Menuet zu tanzen. Cölimenen wird er sagen, daß sie ein männliches und frisches Gesicht habe; aber an dem Hauptmanne, der neben ihr sitzt, wird er die glatte Haut und die weichen Hände bewundern. Seinen Beichtvater wird er umhalsen und zu ihm sagen: der Teufel solle ihn holen, wenn er jemals einen so guten Gesellschafter gefunden habe, als Ihro Hochehrwürden; aber mit dem Schmarozer, den er seit vielen Jahren als seinen gefälligsten Freund um sich hat, wird er über die Bulle Unigenitus disputiren. Das ist die Lebensart, die Chamläeon heute anfängt; in ein paar Monaten wird er sie wieder ändern, weil er sich dadurch noch mehr Feinde, als durch seine Grobheit gemacht hat. Er wird sie wieder ändern; aber er wird nur in neue Ausschweifungen verfallen.

45.

Nun ist er 54) fertig! Das war der letzte Vers. Glückliches Vaterland! Endlich hat einer von deinen witzigen Söhnen ein deutsches Original zu Stande gebracht, dessen sich kein Corneille schämen darf. Was für ein Lärm wird in den gelehrten Zeitungen darüber entstehen! Die Engländer werden es gleich übersetzen lassen; die Franzosen nicht: denn diese sind auf den deutschen Witz zu eifersüchtig. Noch ist er unschlüßig, auf welchem Theater er es soll aufführen lassen.

54) Wer sonst als Er? *Quam pulchrum est, digito monstrari et dicier; HIC est!*

sen. Koch? — Je nun, ich will es ihm endlich gönnen —— Aber seine Frau muß die Hauptrolle nehmen, sonst mache ich Schönemannen dadurch glücklich. — So denkt der arme Autor, und weis es noch nicht, daß bey der ersten Vorstellung das Parterre lachen wird und die Logen gähnen werden.

46.

Nun ist er unsterblich! Wer? Unser deutscher Burmann 55). Er hat es aus einer Stelle des Plautus bewiesen, daß sein Gegner ein Ochse sey. Aber er weis es nicht, daß die Welt mit einer boshaften Freude auf den Beweis seines Gegners wartet und daß sie Lust hat, beide für Thoren zu halten, und, ehe fünf Jahre verflossen sind, beide zu vergessen.

47.

Aber Scriblern 56) wird man doch nicht vergessen, welcher für die Nachwelt schreibt: Gewiß wird man ihn vergessen: denn er schreibt für die Würzkrämer und Stärtenweiber. Was hat denn ihm die Nachwelt gethan, daß er ihr zumuthen will, seine Schmiererey zu lesen?

48.

57) ⸗ ⸗ ⸗ ⸗
⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗
⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗
⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗

55) Der handfeste C ⸗ e. *Cur non dictus Hylax?*

56) Κατ᾽ ἐξοχὴν, den *Au Tor Em.*

57) Damit ich dem Witze meiner Leser etwas zu thun gebe, so will ich hier Platz zu einer Wahrsagung lassen

49.

Herr Autor! Auf ein Wort! Ihnen muß ich an diesem feyerlichen Tage auch etwas ins Ohr sagen. Also wären Sie mit Ihren sieben mal sieben Wahrsagungen größten Theils zu Stande. Und vermuthlich sind Sie mit sich selbst wohl zufrieden, daß Sie etwas geschrieben haben, welches ganz Deutschland gefallen wird, weil es die Ehre hat, Ihnen zu gefallen. Was erwarten Sie für Ihre Bemühung? Berühmt zu werden? Man weis ja Ihren Namen nicht. Gelesen zu werden? Vielleicht. Bewundert zu werden? Sachte, mein Herr Autor, Sie verlangen zu viel! Weil Sie heute allen wahrsagen; so will ich auch Ihnen wahrsagen. Wissen Sie, was die Welt von Ihrem Werkchen sprechen wird? Der deutsche Römer 58) wird es im Buchladen sehen. Hum! wird er sprechen, wieder ein deutscher Wisch! Aber es geht ab, wird der Buchhändler sagen. ... Ja, ja! es geht wohl ab; aber in zehn Jahren liest niemand dergleichen Quark mehr. Der Rechtsgelehrte 59) wird es in die Hand nehmen, und er wird glauben, er lese darinnen, aber eben über-

denkt

sen und ihnen das Vergnügen machen, daß ein jeder an diese Stelle einen seiner Bekannten setze, von dessen lächerlichen Thorheiten er etwas wahrsagen will. Ich weis, die Wahl wird ihnen schwer werden; aber das weis ich noch gewisser, daß keiner von meinen Lesern, ich nehme drey von ihnen aushieben an sich selbst denken wird. War diese Wahrsagung richtig?

58) *Clarissimus Dominus R.*

59) Und zwar Herr *Doctor C* ..

denkt er gewisse Gegenbeweisartikel, die noch morgen übergeben werden müssen. Hier kömmt ein Philosoph! 60) ein Erzautor! Der wird sich gewiß darüber freuen: denn er wird auf die moralische Absicht und nicht auf die Einkleidung sehen. Was soll das seyn? wird er sprechen! Ein Mährchen! Sieben mal sieben! Wie spielt man mit der Moral! Der Autor ist gewiß noch ein Kind, oder er sieht seine Leser für Kinder an. Ganz hinten im Laden hat sich ein finstrer Mensch 61) an den Tisch gelehnt und liest Ihre Schrift, und liest sie ganz durch und schmeißt sie unter den Tisch, und geht verdrüßlich hinaus, ohne ein Wort zu sagen. Wer muß dieser Mensch seyn? Aber hier kömmt ein freundlicher schwarzer Mann, 62) welcher dem Verleger ein ganz neuvermehrtes und durch und durch verbeßertes Gesangbuch anbietet. Er blättert in der Auslage; er findet Ihr Mährchen, er liest es flüchtig durch und legt es seufzend wieder weg. Darinnen steckt viel Gift! Der Verfasser scheint ein Atheist zu seyn. Ich will nicht richten, aber wenigstens ein Feind der Geistlichen muß er seyn. Sehen Sie, spricht er zum Buchhändler, sehen Sie einmal die beiden Stellen hier im Mährchen. Es sind die letzten Zeiten, gewiß, mein Herr, die letzten Zeiten! Madame N : : 63) hat von dieser

60) Man darf nur die Quartanten lesen, die seit zehn Jahren heraus gekommen sind, so wird man auf den meisten Titel finden: *Autore O. : : P. : : E. : :*

61) Eigentlich heißt er *R. : : S. : :*; aber der finstre Mensch sieht es nicht gern, daß man seinen Namen nennt.

62) Ihro Wohl-Ehrwürden Herr *F. : :*, *Pastor* zu *U. : :*

63) Madame *S. : :*! Ich küsse Ihnen die Hände.

Schrift gehört; sie läßt sie gleich holen. Das müssen Sie wissen, Herr Autor, daß Madame N.. eine artige und lebhafte Frau ist, die von aller Welt Böses spricht, und die sehr empfindlich ist, wenn man etwas sagt, das auf sir gehen kann. Sie liest ihr Mährchen, und versteht es nicht. Sie liest die Wahrsagungen, und freut sich und lacht, und kömmt endlich auf eine Stelle, in welcher sie glaubt getroffen zu seyn, ob sie gleich auf hundert Personen von ihrem Charakter gehen kann. Sie beißt in die Lippen, legt das Buch weg und sagt zu ihren Töchtern: Der Autor ist ein Mensch, vor dem man sich hüten muß. Sehen Sie, Herr Autor, das wird die Welt von Ihrer Schrift sagen, und das wird die Belohnung für Ihre Mühe seyn! Wenigstens acht und vierzig Feinde haben Sie sich durch Ihre Wahrsagungen gemacht. Wie sehr haben Sie sich in Ihrer schmeichelhaften Hofnung betrogen! Aber sie hatten vergessen, daß Sie auch zu der Welt gehören, die heute den ersten April feyert.

Drittes Buch,

enthält

den Schlüssel

zu den

sieben mal sieben Wahrsagungen.

VT. NEMO. IN SESE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO.
AT. PRAECEDENTI. SPECTATVR. MANTICA. TERGO.

Persius.

Nach dem Urtheile der meisten Leser ist eine Satyre ohne Schlüssel ein sehr unnützes und unangenehmes Werk. Dieses Urtheil würde ungerecht seyn, wenn man Satyren schriebe, um der Welt eine Verachtung, oder einen Abscheu vor den Thorheiten beyzubringen, und wenn man Satyren läse, um sich zu bessern. Da wir aber aus der Erfahrung wissen, daß nur wenige in dieser Absicht Satyren schreiben und fast niemand in der Absicht sie liest; so sehe ich nicht, warum ich ein solches Urtheil verdammen soll. Meine Wahrsagungen werden um deswillen gefallen, da ich die Originale meinen Lesern schon einigermaßen durch die Anmerkungen kenntlich gemacht habe, und da ich sie in gegenwärtigem Schlüssel der ganzen Welt bloß stellen will. Wie sehr wird diese Schrift gelesen werden, da ich keinen Menschen schone, und da die ehr-

Die Fortsetzung folgt künftig.

Die versprochne Fortsetzung.

Wenn ein Satyrenschreiber die billige Absicht hat, durch seine Schriften nur die schädlichen und unanständigen Thorheiten der Menschen verhaßt, oder lächerlich zu machen, ohne einen Menschen persönlich zu beleidigen; so kann ihm allerdings nichts empfindlicher seyn, als der lieblose Vorwitz derer jenigen, welche zu allen Charaktern ein Original aufsuchen und sich mit Fertigung der Schlüssel zu seinen Satyren ohne Beruf beschäftigen.

Ich habe mich, gleich bey dem Anfange meiner Schriften, sehr weitläuftig über diesen Punkt erklärt, und meinen Lesern so wohl durch eine Aufgabe allgemeiner Abschilderungen, als durch Bekanntmachung verschiedner Briefe über die vermeynten Entdeckungen dieser Abschilderungen gezeigt *), wie ungewiß ihre Vermuthungen sind, wie beleidigend eine solche Beschäftigung und wie unanständig sie sey.

Das schmeichelhafte Vergnügen, die lächerlichen Thorheiten an andern zu suchen, um selbst desto vollkommner zu scheinen, ist vermuthlich einem großen Theile meiner Leser zu angenehm, als daß dergleichen Vorstellungen vermögend gewesen wären, sie davon abzubringen. Ich habe sie bey aller Gelegenheit wiederholt, ich habe glimpflich und auch bitter gebeten, daß sie durch Fertigung ihrer Schlüssel mich nicht verhaßt und

*) S. den Vorbericht vom Mißbrauche der Satyre, im ersten Theile der satyrischen Schriften.

und sich nicht lächerlich machen sollten; aber meistentheils habe ich vergebens gebeten.

Da dieser vierte Theil der letzte Theil meiner satyrischen Schriften seyn soll und ich wohlbedächtig den Entschluß gefaßt habe, niemals, so lange ich noch leben werde, einige Aufsätze dieser Art der Welt bekannt zu machen *); so hielt ich es für nöthig, noch einen Versuch zu thun, ob es denn gar nicht möglich sey, meinen Lesern einen Widerwillen gegen diese lieblose Deutungsbegierde beyzubringen, und ob ich sie nicht wenigstens auf diese Art überführen könne, wie ungerecht sich ihr menschenfeindlicher Witz beschäftige, wenn sie nur aufmerksam sind, Thoren unter ihren Mitbürgern zu suchen, ohne sich selbst zu finden.

Ich ließ vor einigen Wochen das **Mährchen vom ersten April** an einem auswärtigen Orte, unter verstelltem Namen und auf so eine Art drucken, daß ich gewiß hofte, unerkannt zu bleiben. Die sieben mal sieben Wahrsagungen, welche in der That nichts, als ganz allgemeine Charaktere enthalten, bezeichnete ich in den Anmerkungen durch willkührliche Buchstaben und sagte meinen Lesern in das Ohr, wie etwan die Originale heißen möchten. Im dritten Buche versprach ich, einen deutlichen Schlüssel dazu zu geben, und brach eben da ab, wo ich glaubte, daß die deutende Neugier gewisser Leser am stärksten seyn würde.

Ich habe dadurch alles erlangt, was ich suchte, und noch mehr, als ich zu erlangen wünschte. Ich ha-

*) S. den Vorbericht zum vierten und letzten Theile der satyrischen Schriften.

habe erfahren, daß beynahe keine Hofnung mehr übrig sey, diesen Lesern eine Schoossünde abzugewöhnen, die ihrer Neugier und ihrer Eigenliebe so angenehm ist. Viele haben sich die wenigen Wochen hindurch beschäftiget, theils abgeschmackte, theils lächerliche, theils gefährliche Auslegungen zu machen, nachdem einer oder der andre von ihnen abgeschmackt, lächerlich oder boshaft war. Und am meisten haben sich diejenigen mit Fertigung der Schlüssel den Kopf zerbrochen, von denen ich doch mit gutem Gewissen nicht einmal verlangen kann, daß sie denken sollen. Viele haben ihre Vermuthungen aus dem Formate, andre aus einer gewissen Art der Orthographie, und noch andre von dem Drucke und Papiere abgeleitet. Man hat den Verfasser an verschiednen Orten gesucht, und ich habe das Vergnügen gehabt, unbemerkt, hinter meinem ausgestellten Bilde, gute und böse, gegründete und unvernünftige Urtheile, von Schustern und von Kennern zu hören. Ich werde keine von allen beantworten; aber das ist mir nahe gegangen, daß ich habe erfahren müssen, wie man rechtschaffne und unschuldige Männer, die ich zum Theil vorher niemals gekannt habe, durch dergleichen ungerechte Auslegungen lächerlich zu machen und zu beschämen gesucht hat.

Dieser ehrenrührige Muthwille einiger meiner Leser nöthigt mich, nicht länger verborgen zu bleiben. Sie werden sich schämen, wofern es anders nicht zu spät ist, dergleichen von ihnen zu hoffen, wenn ich ihnen den Schlüssel zu denen Anmerkungen gebe, die den Charaktern in den sieben mal sieben Wahrsagungen untergesetzt sind. Sie werden nunmehr finden, und ich wünschte, sie fänden es zu ihrer Demüthigung, wie sehr sie sich über-

übereilt haben; wenn sie glaubten, den süßen Herrn S * * zu kennen; welcher dort rechter Hand wohnen sollte, wenn man nach dem Markte zugeht. a) Sie werden sich wundern, daß der eigennützige Hagestolz N* * T * * derjenige nicht ist; an den sie dachten. b) Sie werden es dem Herrn Sekretär E.* * abbitten; daß sie ihm Liebe zum Witze gegeben haben, welches doch sein Fehler gar nicht ist. c) Der Clarissimus Dominus R. kann vielleicht ein Pedant seyn; aber ich kenne ihn nicht, und verlange nicht, ihn zu kennen, und doch dauert er mich, weil ich nicht ihn allein, sondern alle Pedanten gemeynt habe. d). Herr I * * Pastor zu U * * e) ist eine Wohlehrwürden in der Luft; ich weis von ihm nicht ein Wort, und der ehrliche Mann, den man dafür ausgeben wollen, hat es blos der Uebereilung eines seiner Kollegen zu danken, der vielleicht eifersüchtig ist, daß er sich nicht auch durch Verstümmelung eines Gesangbuchs in seinem Marktflecken hat verewigen können. Die übrigen Auslegungen übergehe ich mit Stillschweigen; theils sind sie mir zu empfindlich, theils kann ich nicht glauben, daß man sie wirklich gemacht hat, und viele habe ich auch wegen der kurzen Zeit, seit welcher das Mährchen bekannt worden ist, noch nicht erfahren. Aber daß sie alle ungegründet sind, das will ich gleich erweisen.

Auf

a) S. in den sieben mal sieben Wahrsagungen, Anmerk. 7.

b) Ebendas. Anmerk. 13.

c) Ebendas. Anmerk. 17.

d) Ebendas. Anmerk. 58.

e) Ebendas. Anmerk. 62.

Auf dem Titelblatte zum dritten Buche steht der Vers:

VT. NEMO. IN. SESE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO.
AT. PRAECEDENTI. SPECTATVR. MANTICA. TERGO.

Persius.

Setzt man nun aus den sieben mal sieben Wahrsagungen die Buchstaben, welche, wie die Anmerkungen sagen, die Anfangsbuchstaben von den Namen der geschilderten Originale seyn sollen, zusammen; so kömmt dieser Vers in seiner richtigen Ordnung heraus. Das ist der Schlüssel! Ich will ihn hier ganz einrücken, damit ich meine Ausleger ganz beschäme.

1. Kennen Sie den Herrn V : : T : : nicht?	V T.
2. Seine Gläubiger werden es gleich errathen, daß ich den Herrn von N : : meyne.	N
3. Der Graf E : :, ist Ihnen der unbekannt?	E
4. Der Herr Rath M : : mit der wichtigen Miene eines O : :	M O
5. Der Mann ist mir zu tückisch, den mag ich nicht nennen.	I
6. Viel Glücks, Hochweiser N : : d.	N
7. Der süße Herr S : :, der dort rechter Hand wohnt, wenn man nach dem Markte zugeht.	S
8. Arme E : :! du dauerst mich, und das weis ich nicht, wie deinem guten Namen wieder aufzuhelfen ist.	E
9. Die Mademoiselle S : : ist es, die der Himmel geschaffen hat, den ungetreuen Seladon zu bestrafen.	S

10. Der leichtsinnige E ⸗ ⸗, er ist unglücklich, aber | E.
er hat die Strafe verdient.
11. 12. Ich könnte wohl ihre Namen ganz nen-
nen: denn T ⸗ ⸗ und E ⸗ ⸗ sind zu arm, | T
als daß Sie sehr bekannt wären: aber doch | E
dauern sie mich, daß sie nunmehr bekannt
werden sollen.
13. Mit Ihrer Erlaubniß, Herr N ⸗ ⸗ T ⸗ ⸗, daß | N
ich sie ein wenig bekannter mache. | T
14. Das ist meine Nachbarinn, die kostbare A ⸗ ⸗ | A
15. Die unglückliche T ⸗ ⸗. | T.
16. Zu deutsch, der Herr Baron von D ⸗ ⸗ | D
17. Der Herr Sekretär E ⸗ ⸗, ein Mann, dessen | E
ganze Lunge witzig ist.
18. Die gekrönte S ⸗ ⸗. | S
19. So zärtlich waren die Schmeicheleyen ihres er-
sten Mannes C ⸗ ⸗ nicht. | C
20. Der Herr Licentiat E ⸗ ⸗ r. | E
21. Dieses Schlachtopfer heißt N ⸗ ⸗ in. | N
22. Und dieser ihr Henker heißt D ⸗ ⸗. | D
23. Ich habe ihn schon genennt; er heißt Erill. | E
24. Der ungetreue R ⸗ ⸗. | R
25. Wie gesagt, AgnEsen. | E.
26. N ⸗ ⸗ a, welche dort so vergnügt unter ihrem | N
Flore lacht.
27. Sein Vater, der reiche E ⸗ ⸗, hätte sein Geld | E
vorsichtiger ausgelehnt.
28. Man wird auf verschiedne rathen; aber es ist
niemand, als Ihro Excellenz, der Graf
M ⸗ ⸗. | M
29. Marx Israel O ⸗ ⸗. | O.
30. Mich dünkt, er heißt A ⸗ ⸗. | A
31. T ⸗ ⸗, Iuris utriusque Doctor. | T.

32. Schon

32. Schon die ehrliche Miene macht den leichtgläu- P.
bigen P = = kenntlich, wenn ich ihn auch
nicht nennte.

33. Der Taugenichts R = = k. R

34. A = =, und wer ihn von Person will kennen A
lernen, der lese die Zeitungen, wo er in
kurzem mit Steckbriefen verfolgt werden
wird.

35. E = = heißt dieser prächtige Narr. E

36. Sein wahrer Name ist C = = und wer mir nicht C
glauben will, der frage nur den Juwe-
lierer.

37. Bisher hat er E = = geheißen; aber vermuth- E
lich wird ihn der Sohn nöthigen, diesen
Namen zu verändern, den in ganz Paris
keine Marquisinn aussprechen kann, so
deutsch klingt er.

38. Auf seinen Ballen steht D = =, und über der D
Hausthüre wird es auch mit dem gewöhn-
lichen Kaufmannszeichen und einem heuch-
lerischen Soli Deo Gloria kommen, um
zugleich seinen Vornamen und sein Va-
terland auszudrücken.

39. Wer kann sonst ein solcher Thor seyn, als Herr
E = =. E

40. Und dieser ist mein Freund N = = h. N

41. Der junge T = =, und wenn es nach ihm geht,
in kurzem der Herr von T = =. T

42. Seit diesem Augenblicke Ihro Hochwohlgebor- I.
nen Gnaden, der Herr von I = =, Erb-
Lehn- und Gerichts-Herr auf rc.

43. Der streitbare S = =. S

Seine gebietende Magd wird ihn zwar nur

den alten Hund nennen; eigentlich aber | P
heißt er P;; E;;. | E
45. Der Herr von C;;, so lange er außerhalb | C
Landes war; aber bey uns C schlecht weg.
46. Wenn es doch T;; gestehn wollte, daß sie nur | T
die Eifersucht zu diesem Entschlusse ge-
bracht hat!
47. Junker A;;, der Fuchsjäger. | A
48. Mein Nachbar T;;. | T
49. Der prächtige Name V;; R;; M;; würde | V
sich gewiß auf seinem Grabmale vortref- | R.
lich ausgenommen haben. | M
50. Der redliche, aber unzufriedne A;;. | A
51. Meister N;;, Bürger und Zinngießer allhier. | N
52. Dieser lärmende Wohlthäter heißt T;;. | T
53. Sein Name heißt I;;. Ich wundre mich, daß | I
er ihn nicht auch schon etliche mal verän-
dert hat.
54. Wer sonst als **Er**: Quam pulchrum est, di-
gitis monstrari, et dicier: HIC est! | C
55. Der handfeste C;;. Cur non dictus Hy- | A.
lax?
56 Κατ' ἐξοχὴν, den AuTorEm. | T
57. ;;;;; | E
58. Clarissimus Dominus R. | R
59. Und zwar der Herr Doktor G;;. | G
60. Man darf nur die Quartanten lesen, die seit
zehn Jahren heraus gekommen sind, so
wird man auf den meisten Titeln finden:
Autore O;;. | O
P;; E;; | P
61. Eigentlich heißt er R;; S;;; aber der finstre | E

Mensch

Mensch sieht es nicht gern, daß man sei-
nen Namen nennt.
62. Ihro Wohlehrwürden Herr I = =, Pastor zu U.
63. Madame S = =! Ich küsse Ihnen die Hände.

RSIUS.

Also liegt der Schlüssel zu den sieben mal sieben Wahrsagungen in den Versen des Persius:

Vt nemo in sese tentat descendere, nemo!
At praecedenti spectatur mantica tergo!

Damit mich auch diejenigen verstehen, welche der lateinischen Sprache nicht kundig sind und vielleicht die meisten Schlüssel zu den sieben mal sieben Wahrsagungen gefertiget haben; so will ich ihnen zu ihrer Erbauung sagen, was diese Verse heißen:

Wie thöricht sind wir Menschen, daß wir niemals in unsern eignen Busen greifen, niemals unsre eignen Fehler sehen wollen; und daß wir nur alsdann scharfsichtig sind, wenn wir die Fehler unsrer unschuldigen Mitbürger ausspähen!

Abbitte und Ehrenerklärung.

Da ich itzt von meinen Lesern mit dem ernstlichen Vorsatze Abschied nehme, niemals wieder einige satyrische Schriften der Welt bekannt zu machen; so betrachte ich mich als einen Sterbenden, der seinen umstehenden Freunden die Hand giebt, und diejenigen von ihnen beweglichst um Verzeihung bittet, von denen ihm sein erwachendes Gewissen sagt, daß er sie beleidigt habe.

In den vier Theilen meiner satyrischen Schriften ist nicht eine Seite, wo nicht zum wenigsten Ein Thor in seiner angenehmen Eigenliebe und der beruhigenden Zufriedenheit über seine Verdienste gestört worden ist. Ich habe ihm nichts, als nur Wahrheiten gesagt; aber auch schon das ist heut zu Tage ein unverantwortliches Verbrechen! Hätte ich Vernünftige und Tugendhafte beleidigt, so würde die Anzahl meiner Feinde vielleicht noch zu übersehen seyn; aber ich spottete der Thoren, und die halbe Welt ward erbittert. Ich erschrecke, wenn ich mit gelassenem Gemüthe an die Verwegenheit gedenke, die ich gehabt habe. Was soll ich anfangen? Das einzige Mittel, welches noch übrig ist, meine Fehler zu verbüßen, ist eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung, die ich denenjenigen thun will, an welchen ich mich mit meinen beleidigenden Wahrheiten versündigt habe. Die Messe ist zu nahe und mein Verleger zu ungeduldig, als daß ich bey allen denjenigen,

gen, welche mein Satyr gegeißelt hat, um Vergebung bitten könnte. Es mag itzt bey einer Probe sein Bewenden haben, die ich von meinem reuigen Autorgewissen und von dem ernstlichen Verlangen geben will, das ich habe, mich mit allen Thoren auszusöhnen. Ich hoffe, sie sollen nicht unerbittlich seyn; und erlange ich durch diesen Versuch die gewünschte Vergebung, so soll es eine von meinen ersten und wichtigsten Beschäftigungen seyn, allen denenjenigen Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, die ich in gegenwärtiger Abhandlung nicht habe nennen können.

* *
*

Meine Spöttereyen über diejenigen Mäcenaten, welche nur der Mißbrauch und der Hunger unsrer Schriftsteller zu Mäcenaten macht, sind ungerechte Spöttereyen gewesen. Was habe ich nöthig gehabt, ihnen ihre Unwissenheit, ihren schlechten Geschmack und ihre Härte gegen die nothleidenden Musen vorzuwerfen, da alles dieses so vornehme Fehler sind, welche die Mode rechtfertigt? Nicht an ihnen liegt die Schuld, sondern an ihren bettelnden Klienten. Wer heißt denn diesen, einen Mann zum Mäcenaten zu machen, der vielleicht ein guter Mäkler ist? Von schönen Wissenschaften hat er gar keinen Geschmack; aber fragt ihn etwas von reichen Stoffen, von Spitzen, von einer Tracht, von Aufputzung der Zimmer, von Einrichtung der Equipage, von einem Lotterieplane; ihr werdet über seinen Geschmack erstaunen! Gegen die Musen ist er hart; aber warum können die Musen nicht bellen und wiehren? denn gegen seine Hunde und Pferde ist er sehr großmüthig. Mit einem Worte: die Schuld liegt

liegt nur an unsern Scribenten, welche bey der Wahl ihrer Gönner so unvorsichtig und eigennützig sind. Wenn sie einen reichen Mann finden, den macht ihr Hunger gleich zum Mäcenaten. Dieser erschrickt, er widersetzt sich, er schämt sich, er will es nicht seyn; aber er muß es schlechterdings werden: denn er kann es bezahlen. Das heißt Mäcenaten pressen, wie man Matrosen preßt. Ist es ihre Schuld, wenn sie ungeschickte und unwissende Mäcenaten sind?

* *
*

Ich gestehe es, an unsern Dichtern habe ich mich oft versündigt; ich würde untröstbar seyn, wenn ich es an guten Dichtern gethan hätte; aber ich habe mich nur an unsern Reimern versündigt. Ich habe sie für niederträchtige Schmeichler gehalten, für Leute, welche die göttlichste der schönen Wissenschaften den Vornehmen und dem Pöbel verächtlich machen. Ich hielt sie für übermüthig, und diesen Uebermuth für desto lächerlicher, da es gemeiniglich nur der Stolz eines schmuzigen Bettlers war; mit einem Worte, ich lachte über sie; und eben das geht mir nahe: ich hätte über sie weinen sollen. Kann wohl irgend ein Mensch eine traurigere Rolle zu spielen haben, als ein Poet von dieser Art? Ungeachtet dieses zuversichtlichen Stolzes, welcher ihn von seiner eignen Größe überzeugt, kriecht er vor den Füßen eines kargen Wohlthäters herum. Nektar und Ambrosia ist die tägliche Kost, womit er sich an der Tafel seiner Götter speist; und doch singt er um einen Bissen Brodt vor der Tafel seines Mäcenaten. Die Schätze beider Indien sind in seinen großmüthigen Augen eine verachtungswürdige Last für den, der sie besitzt.

Nur

Nur die Tugend macht reich: das hat er heute früh einem reichen Wucherer zum Geburtstage vorgereimt; und nun wartet er vor der Thüre desselben schon vier Stunden lang vergebens und mit hungriger Ungeduld auf einen Louisdor. Wie empfindlich muß es diesen unglücklichen Kreaturen seyn, die muthig auf die Unsterblichkeit trotzen, und gleichwohl schon itzt unbemerkt und ungelesen sterben! Und doch habe ich so lieblos seyn können, über dergleichen preßhafte Personen zu spotten! Es reut mich, und die nachdrücklichste Abbitte und Ehrenerklärung wird diese seyn, wenn ich sie versichere, daß ich den Frevel, mit welchem ich mich an ihrem Lorbeer vergriffen, nunmehr eben so ernstlich verabscheue, als sie den Eigennutz, den Hochmuth, die Wollust und die bettelnde Niederträchtigkeit verabscheuen.

* *
*

Wie ungerecht die Spöttereyen über den Geizigen sind, das kann man auch daraus abnehmen, daß über seinen Geiz niemals die nächsten Erben, es müßten denn junge Verschwender seyn, sondern nur Freunde spotten, für die er nicht geizig ist. Ich habe schon bey einer andern Gelegenheit gesagt, daß eine mehr als stoische Tugend dazu gehört, wenn ein Geiziger seine ganze Lebenszeit hindurch sorgen, sich ängstigen, an den nothdürftigsten Sachen Mangel und Gebruch leiden soll, und dieses nur darum, damit er sein Geld einem Fremden, den er oft nicht einmal kennt, überlassen möge, und damit dieser Fremde desto ruhiger und vergnügter lebe, und mitten in seinen Verschwendungen über den alten Narren lachen könne, den er beerbt hat. In meinen Augen verdient jener weise Thor, welcher, um

um ruhig zu seyn, sein Geld ins Wasser warf, die Bewunderung bey weitem nicht, welche dieser Geizige verdient, der Reichthümer zusammen scharrt, um zu verhungern: denn darüber ist gar keine Frage, welcher von beiden am meisten verdient, ein Patriot zu heißen. Aber man thut sehr unrecht, wenn man glaubt, daß ein Geiziger gar kein Vergnügen habe. In der ganzen Welt kann, wie ich mir gewiß vorstelle, kein Vergnügen größer seyn, als das Vergnügen eines Geizigen in dem Augenblicke ist, wenn er vor dem Kasten knieet und die gefüllten Säcke ansieht. Hier übersieht er in einem engen Raume alle Pracht, allen Rang, alle Wollust, alle Verdienste, alle Freundschaft. In diesem Kasten voll verpfändeter Juwelen fährt eine Excellenz mit sechs Pferden, zwölf Bedienten und einem breiten Bande. Hier bindet er einen Sack auf, und sieht darinnen den unausgebildeten Stoff zu einem Barone. Sechs Rittergüter liegen darneben in etlichen andern Beuteln. Hinter jenen Wechselbriefen eines großen Hofmanns guckt dessen Fräulein Tochter, ein liebenswürdiges Kind, hervor, die der Vater gewiß gegen die Wechselbriefe vertauschte, wenn unser alte Geizige sich entschließen wollte, Rang und Güter zu kaufen, und die Hand seiner Tochter an sich zu handeln. Gärten, kostbare Kleider, Musik und Gastereyen stecken alle in diesem einzigen Sacke. Wenn er jenen Beutel mit tausend Dukaten daran wagen will; so schaffe ich ihn für vier hundert Dukaten zum Vater des Vaterlandes; vier hundert Dukaten will ich einer gewissen ehrwürdigen Gesellschaft geben, und in kurzem soll er der heilige Harpax seyn; für hundert und acht und achzig Dukaten will ich ihm ein Dutzend Zueignungsschriften gewähren, die ihn, ungeachtet seiner Barba-

barey, zum Beschützer der Musen, ungeachtet seiner Dummheit, zum Mäcenaten, ja, wenn er es verlangt, zum Apoll machen sollen, ob er schon beynahe weiter nichts, als zählen, schreiben und lesen kann. Zwölf Dukaten sind von diesem Sacke noch übrig; was fange ich damit an? Gut! für zwölf Dukaten soll ihn der fließendreimende Bav verewigen und ihm einen Theil seiner Unsterblichkeit abtreten. Alle diese Glückseligkeiten siehet Harpax vor sich in seinem Kasten liegen. Er könnte sie genießen; er lächelt auch in der That schon, welches er seit der letzten Messe nicht gethan hat. Sehe ich recht? Er bindet wirklich schon einen kleinen Sack auf, und nun wird der reiche Harpax anfangen, großmüthig, mildthätig, vernünftig zu seyn; nun wird er doch endlich einmal sein Geld mit Verstande genießen! = = O nein! Er nimmt nur einen halben Gulden heraus, um sich die Schuhe besohlen zu lassen. Er sieht seinen halben Gulden freundschaftlich an, nimmt mit traurigen Blicken auf ewig von ihm Abschied, schließt den Kasten sorgfältig zu und bittet den Himmel, daß er ihm sein bißchen Armuth behüten und nicht zulassen wolle, daß er noch in seinem hohen Alter Noth leiden müsse. Wie viel glückliche Vorzüge hat dieser Geizige, welche diejenigen nicht wissen, oder nicht wissen wollen, die ihn für einen Thoren halten!

*   *
*

Die Ordnung, meine Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, trifft nun den Erben des Geizigen, den **Verschwender**. Da ich ihn itzt recht betrachte; so finde ich so viel Gutes an ihm, als ich an vielen kaum finde, die man doch für Vernünftige hält. Nur aus

Hoch-

Hochachtung für seinen Geizigen rechtfertigt er dessen Thorheiten durch weit größre Thorheiten. Durch unsinnige Verschwendung verbüßt er den sündlichen Wucher seines Erblassers und stößt die erpreßten Reichthümer von sich. Er wagt Ehre und Glück daran, um ein Märtyrer der großen Wahrheit zu werden, daß heut zu Tage das ganze Verdienst der Menschen im Gelde bestehe. Denn ehe er noch erbte, war er unbekannt und verachtet; nun zieht er die Augen der ganzen Stadt auf sich, und alle, die schmeicheln und verdauen können, sind seine Freunde; aber in kurzem wird er arm, und also wieder eben so unbekannt und verachtet seyn, wie vorher. Alle seine Handlungen, die uns so rasend scheinen, sind unumstößliche Beweise, daß er denkt, wie ein Philosoph. Er kennt die Flüchtigkeit des Lebens; er weiß, daß alles Vergnügen ungewiß und vergänglich ist, daß derjenige sein Alter am höchsten gebracht hat, welcher nicht eine Minute ungenützt und ohne Vergnügen verstreichen läßt; er weiß, daß allemal das Andenken der vergangnen Wollust stärker und empfindlicher ist, als das Vergnügen des gegenwärtigen Genusses: das alles weiß unser Philosoph, und eben das ist die Ursache, warum er heute so lebt, als ob er morgen todt seyn würde. Wie viel ungerechte Urtheile würde ich vermieden haben, wenn ich alles dieses so überlegt hätte, wie ich es itzt überlege! Meine Uebereilung gieng so weit, daß ich diesen Verschwender in das Hospital bringen wollte, nach welchem er doch selbst mit starken Schritten zueilt! Damit er sehen soll, daß diese Abbitte und Ehrenerklärung mir ein Ernst sey; so will ich ihn mit meiner Aufmerksamkeit bis an die Thüre des Hospitals begleiten, und alsdann

dann will ich der einzige von seinen Freunden seyn, der ihn bedauert.

* *
*

Ich habe unrecht gethan, daß ich die herumirrenden Goldmacher für Betrüger angesehen, die sich von der Leichtgläubigkeit derer ernähren, die von ihren hungrigen und bettelnden Händen Reichthümer hoffen. Warum giebt man ihnen den verhaßten Namen eines Betrügers, da sie nichts thun, als was man in den artigsten und ansehnlichsten Gesellschaften täglich thut, da sie nämlich nur andern etwas versprechen, das sie nicht halten können, da sie andre etwas lehren wollen, das sie selbst nicht verstehen, und da sie von ihrer Unwissenheit und der Leichtgläubigkeit andrer sich ein wollüstiges und bequemes Leben zu verschaffen wissen? Seine Gnaden borgen, sie versprechen Interessen zu geben, das Kapital richtig wieder zu bezahlen, sie nehmen dabey Gott zu Hülfe, und noch über dieses thun sie ihren treuherzigen Gläubigern tausend gnädige Versicherungen: aber Seine Gnaden bezahlen weder Interessen noch Kapital; die gnädigen Versicherungen verwandeln sich in einen unversöhnlichen Haß, so bald der Gläubiger ungesittet genug ist, sein Geld wieder zu fodern. Der treuherzige Thor, welcher so viel von der Gnade seines Schuldners hofte, büßt seine Hofnung und sein baares Geld ein. Ich will ihm nicht rathen, daß er so verwegen sey, seinen Schuldner das zu nennen, was er ist: wenn er mir folgen will, so soll er hingehen, ihm die Weste küssen und sich zu gnädiger Protektion empfehlen. Meine Leser, die zu leben wissen, werden dieses billig finden. Aber warum finden sie es denn nicht auch billig, daß

man

man die Betrügerey des elenden Goldmachers entschuldigt, den nur der Hunger zum Betrüger macht, da im Gegentheil unser vornehmer Schuldner die armen Gläubiger an den Bettelstab bringt, nur um seine Wollust und Pracht noch einige Zeit zu unterstützen; da dieser Schuldner seinen Gläubigern an einem einzigen Galatage mehr kostet, als der Goldmacher seinen Freunden in einem Jahre? Dieser ist noch so billig und entflieht dem Galgen, so bald er merkt, daß seine Betrügereyen entdeckt sind; aber jener rollt trotzig mit seiner prächtigen Equipage durch die Gassen, sein verarmter Gläubiger, der eben itzt an dem Laden eines Kaufmanns um ein Allmosen bittet, springt auf die Seite, um von den Pferden nicht zertreten zu werden; er bückt sich demüthig vor seinem Schuldner und wird kaum angesehen. Mich dünkt, dieses Exempel, so wahr es ist, so deutlich und so überzeugend ist es auch, daß man künftig einen herumstreichenden Goldmacher so gar einen ehrlichen Mann nennen wird, so bald man sich auf Seine Gnaden besinnet.

* *
*

Es ist ein paarmal geschehen, daß ich diejenigen getadelt habe, die sich von den Gaukeleyen der herumirrenden Goldmacher verführen lassen, und von einem nackichten Bettler unsägliche Schätze hoffen. Ich habe die Sache besser überlegt, und nun glaube ich, daß sie zu entschuldigen sind. Ihr ganzer Fehler besteht darinnen, daß sie hoffen; ein Fehler, der uns Menschen so natürlich und schmeichelhaft ist! Kleant hoft Schätze von seinem Goldmacher zu erlangen; und Arist hoft nunmehr zwanzig Jahre auf sein

Glück

Glück bey Hofe. Patin, ein künstlicher Erbschleicher, überhäuft seinen alten Nachbar nun schon in das zehnte Jahr mit Geschenken, und weiß nicht, daß sein alter Nachbar ohne Testament sterben wird. Wie viele Schriftsteller durchwachen ihr ganzes Leben, schreiben sich hypochondrisch, schimpfen und machen sich lächerlich, und erwarten die Belohnung von dem Beyfalle der Nachwelt; aber schon zehn Jahre vor ihrem Tode sind sie vergessen! Entschuldigt man die Hofnung des Arist, des Patins und unsrer großen Gelehrten, und will doch die Hofnung des ehrlichen Kleants nicht entschuldigen?

* *
*

Kein Mäkler, der von einem unmündigen Verschwender fünf nnd zwanzig pro Cent genommen hat, kann so ängstliche Gewissensbisse empfinden, als ich itzt empfinde, da ich diejenigen Stellen übersehe, wo ich von dem Frauenzimmer mit einer Art geredet habe, die freylich einer Schmeicheley nicht gar zu ähnlich sieht. Itzt fühle ich erst, **Madame**, wie gerecht die Vorwürfe gewesen sind, welche Sie mir oft darüber gemacht haben. Ich sehe Sie, als eine Bevollmächtigte Ihres ganzen Geschlechts an; und eben um deswillen werfe ich mich vor Ihnen auf meine Knie, bezeuge Ihnen die bußfertigste Reue, küsse Ihre Hände und bitte um Vergebung. Könnte man wohl eine verwegnere Lästerung erdenken, als die war, da ich sagte, daß man dem Frauenzimmer wenigstens die Hälfte der menschlichen Fehler vorwerfen könne, da sie die Hälfte des menschlichen Geschlechts ausmachten? Ich habe die Verwegenheit gehabt, zu sagen, daß Selinde eitel genug ist,

auf

auf ihre Schönheit stolz zu seyn; daß Orimene die Verdienste anderer nur nach dem äußerlichen Putze schätzt; daß Leonore von der ganzen Stadt Böses spricht; daß Celsa durch ihre Rangstreitigkeiten die freundschaftlichsten Familien in Uneinigkeit verwickelt; daß Alcimedore durch ihren unüberlegten Aufwand den Mann an den Bettelstab und ihre Kinder um das Brodt bringt; daß die fromme Agnese unversöhnlich wütet, so bald sie beleidigt wird; daß es bey Rosamunden ein Theil ihres Gottesdienstes ist, wenn sie sich geputzt in der Kirche sehen läßt; daß Florinde sich weder der Wirthschaft, noch der Erziehung ihrer Kinder annimmt, welche doch gewisser ihre, als ihres Mannes Kinder sind; daß Kalliste pedantisch stolz ist, weil sie noch etwas mehr versteht, als das Kochen; daß eine Frau aus der großen Welt zu heurathen, für viele ein gewisser Schritt zum Hospitale ist; daß Gurda eine Thörinn ist, weil sie noch so eitel seyn kann, ihrem verrunzelten Gesichte Anbeter zu erbuhlen.

Das alles und vielleicht noch mehr zu sagen, häbe ich die Verwegenheit gehabt! Ich erschrecke über dieses Sündenregister! Es ist alles wahr, was ich gesagt habe; es ist vielleicht nur der dritte Theil von dem, was ich hätte sagen können. Ich habe nur eine Gurda genannt, und doch kenne ich in der Stadt, wo ich itzt wohne, zwey hundert Schwestern von ihr, und hundert in der Stadt, wo ich sonst gewohnt habe; aber alles dieses rechtfertigt mich nicht. Hätte ich nicht überlegen sollen, daß man einem Frauenzimmer niemals verdrüßliche Wahrheiten sagen darf, daß man ihnen nur schmeichelt, daß eine Schmeicheley von dieser Art bey vielen das einzige Mittel ist, ihre Freundschaft zu er-

erhalten, daß man ihre Thorheiten wenigstens entschuldigen muß, wenn sie gar zu merklich sind, als daß man sie ganz übersehen könnte? Und wie unbesonnen habe ich gehandelt! Wie viel würden wir Mannspersonen verlieren, wenn das Frauenzimmer durch dergleichen Vorwürfe und lehrende Satyren anfienge, seine Fehler zu erkennen! Den Augenblick darauf würden sie auch unsre Fehler kennen, und die Hälfte der Anbeter würde von ihren Nachttischen verscheucht werden, wenn sie durch die Erkenntniß ihrer eignen Fehler lernen sollten, daß die Hälfte ihrer Anbeter lächerliche Thoren sind. Was für Verwüstungen hätte ich in der galanten Welt anrichten können! Tausend Mannspersonen hätte ich grausam um ihre Verdienste gebracht, deren ganze Verdienste in einer feinen Manschette, in einem wohlzugeschnittenen Kleide, in neumodisch gekräuselten Haaren, in einer unverschämten Lebhaftigkeit und in einem allerliebst artigen Faseln bestehen.

Gnade, Madame! Ich will mich auf den Mund schlagen. Nur noch das einzigemal wirken Sie mir bey Ihrem Geschlechte Vergebung aus. Sehen Sie meine Wahrheiten für unüberlegte Jugendfehler an. Seit gestern bin ich älter geworden; heute denke ich viel gründlicher und weit gefälliger. Dieses ist meine Abbitte; sind Sie damit zufrieden? — Auch noch einen Widerruf wollen Sie haben? Gut! Hier haben Sie eine förmliche Palinodie: Fragen Sie Kallisten, was das heisse?

* *
*

Hatte Selinde nicht Ursache, auf ihre Schönheit stolz zu seyn, da diese Schönheit ihren ganzen Werth aus-

ausmacht, und da sie alle Tage hört, daß man nichts, als diese Schönheit an ihr bewundert? Schon in ihren ersten kindischen Jahren ward sie daran gewöhnt, daß man sie ein allerliebst schönes Kind nannte. In den Jahren, wo die Mädchen anfangen, die Aufmerksamkeit der Mannspersonen zu verstehen, verdoppeln sich die Schmeicheleyen. Einer von ihren Anbetern zerschmolz vor den feurigen Blicken ihrer stralenden Augen; ein andrer besang ihren Mund; der dritte küßte ihre runde Hand mit einer ehrerbietigen Entzückung; alle bewunderten ihre Schönheit und keiner sagte ein Wort von ihrem Verstande, oder ihrer Tugend. War es wohl anders möglich, als daß Selinde sich von Jugend auf gewöhnen mußte, zu glauben, der ganze Werth eines Frauenzimmers bestehe in der Schönheit, und daß sie Verstand und Tugend, als einen sehr gefährlichen Nebenumstand ansahe, da Mannspersonen, welche sich das Recht anmassen, vom Verstande und von der Tugend zu urtheilen, davon gegen sie niemals und nur einigemal gegen ihre alte Mutter etwas erwähnten? Daß sie Kleantens Frau geworden ist, das hat sie weder ihrem Verstande, noch ihrer Tugend, sondern blos ihrer reizenden Miene und einem wohlgewählten Anputze zu danken, welcher vor etlichen Jahren auf einem Balle ihrem Manne so gefährlich war. Noch itzt, da ihr Mann, welcher zu leben weiß, sie als seine Frau weiter nicht liebt, noch itzt findet man sie von einer Menge Männer und unverheuratheter Mannspersonen belagert, von denen sie weiter nichts, als Lobsprüche ihrer Schönheit hört. Verstünde Selinde diese eigennützigen Schmeicheleyen der Mannspersonen, so würde sie dadurch sehr gedemüthiget werden: denn sie würde sehen,

hen, daß diese Schmeichler aus eiteln und gemeiniglich unanständigen Absichten, sehr flüchtige und zufällige Vorzüge an ihr bewundern, und daß ein jedes Lob, welches man nur ihrer Schönheit giebt, nichts anders als ein stillschweigender Vorwurf ist, daß man sie in zehn Jahren, und vielleicht noch eher, mit Verachtung ansehen werde. Mit einem Worte: Nur wir Mannspersonen sind Schuld daran, daß die schöne Selinde eine eitle Thörinn ist. Und doch bin ich so ungerecht gewesen, ihr einen Vorwurf zu machen, der nur auf uns Mannspersonen zurück fallen sollte! Versichern Sie Selinden, Madame, daß mir diese Uebereilung sehr nahe geht, und daß ich aus wahrer Reue ein Gelübde gethan habe, alle Leute zu versichern, daß sie anfange, häßlich, aber auch vernünftig zu werden. Wird Selinde wohl mit dieser Schmeicheley zufrieden seyn? Was glauben Sie davon, Madame?

* *
*

Sonder Zweifel erwartet Orimene eben dergleichen Abbitte und Ehrenerklärung von mir, da ich ihr Schuld gegeben habe, daß sie die Verdienste andrer nur nach ihrem äußerlichen Putze zu schätzen gewohnt sey. Wenn sie zwar diesen Vorwurf unparteyisch überlegen will, so wird sie gestehen müssen, daß ich Recht habe; aber auch nicht einmal gegründete Vorwürfe soll man dem Frauenzimmer machen. Es ist wahr, Orimene, welche das Unglück hat, nicht gar zu schön zu seyn, ist den ganzen Tag über beschäftigt, den Mangel ihrer Schönheit durch einen wohl gewählten und in die Au-

gen fallenden Anputz zu verbergen. Sie ißt und trinkt, sie schläft, sie putzt sich, und untersucht den Putz anderer; das ist seit funfzehn Jahren ihr Beruf, den sie mit solcher Sorgfalt beobachtet, als wenig Leute ihren Beruf in Obacht zu nehmen pflegen. Sie steht mit einer kunstrichterlichen Miene am Fenster, und läßt alle Westen und Manschetten, alle Andriennen und Kopfputze die Musterung paßiren. Der junge Herr, welcher dort die Allee herunter getanzt kommt, hat eine reiche Weste und dergleichen Aufschläge, von einem ganz neuen und sehr guten Geschmack. Sie kann gar nicht begreifen, warum der Hof diesem liebenswürdigen Menschen die Präsidentenstelle abgeschlagen hat. Wer ist der finstre Mann in dem abgetragnen Sammetkleide und der altväterisch gestickten Weste, welcher dort in der Hausthüre mit zween armen Bürgern so gelassen und freundschaftlich spricht? = = Ist das möglich! Also ist dieser der würdige Präsident, an welchem der Hof so viele Verdienste gefunden hat? Was ist das für eine Perucke! Unfehlbar muß er die Perucke auch anstatt der Nachtmüze brauchen: denn sonst könnte sie unmöglich so verwirrt aussehen. Und die Manschetten! Ganz gewiß sind das noch Erbstucken von seinem seligen Vater? Sehe ich recht? Unmöglich! Doch wahrhaftig, ja! Zwey Löcher hat er in den schwarzen Strümpfen! Gerechter Himmel! Und einen solchen Mann macht der Hof zum Präsidenten? Das arme Land! Auf diese Art beurtheilt Orimene die Verdienste der Menschen, wenn sie in ihrem Erker Gericht hält; auf diese Art theilt sie die Aemter aus, und setzt andre von ihren Aemtern ab; auf diese Art prüft sie ihre Freunde und Freundinnen; sie lobt und tadelt auf diese Art.

Aber

Aber thut Orimene etwas anders, als was wir alle Tage thun? Bey dem ersten Anblicke eines Menschen ist sein Anzug der entscheidende Umstand, ob wir ihn hochschätzen, oder verachten sollen. Sind diese Vorurtheile übereilt, so wird gemeiniglich viel Zeit und kein genauer Umgang erfodert, wenn wir diese übereilten Vorurtheile ändern sollen. Ein vernünftiger Mensch wird die Gelegenheit zu dergleichen Vorurtheilen wider sich vorsichtig vermeiden und nach seinen Umständen den äußerlichen Putz sorgfältig einrichten, weil dieser allemal eher in die Augen fällt, als sein Verstand, den man erst suchen muß. Und doch will man Orimenen es übel nehmen, daß sie es ihre einzige Beschäftigung seyn läßt, den Anputz zu untersuchen und nach solchem die Verdienste der Menschen zu bestimmen? Ist dieses ein Fehler von ihr, so sind auch an diesem Fehler nur die Mannspersonen Schuld. Alle, die mit ihr umgegangen sind, haben sich mehr von Spitzen und Stoffen mit ihr unterhalten, als von ernsthaften Sachen. Ein jeder hat darinnen des andern besondern Geschmack zu übertreffen gesucht: und weil ein jeder Eigenliebe genug gehabt, Orimenen zu versichern, daß er Verstand und Verdienste besitze; so hat endlich Orimene glauben müssen, daß in dem äußerlichen Anputze und in der Kunst, selbigen zu beurtheilen, Geschmack und Verdienste bestehen. Sind also wir Mannspersonen nicht die unglückliche Ursache, daß Orimene alle ihre Tugenden dem Schneider und der Putzmacherinn zu danken hat, und daß sie ganz ohne Verdienste ist, so bald sie sich ausgekleidet hat?

* *
*

Leonore, welche von der ganzen Stadt Böses spricht, hat es bloß meinem zerknirschten Gewissen und meiner übertriebenen Buße zu danken, daß ich auch ihr eine Abbitte und Ehrenerklärung thue, da sie doch von mir selbst so oft und so viel Böses gesprochen hat. Der nachdrücklichste Widerruf, den ich thun kann, wird dieser seyn, wenn ich die Ursache anzeige, warum sie von der ganzen Welt in einem Tage mehr Böses spricht, als die ihr so fürchterlichen Satyrenschreiber in zwanzig Jahren nicht können drucken lassen. Leonore hat Witz; sie fühlt ihn und wünscht, daß dieser Witz bemerkt und bewundert werden möge. Ist dieses ja ein Fehler, so ist es doch ein männlicher Fehler, den sie mit vielen Gelehrten und mit allen witzigen Scribenten gemein hat. Duns spottet der Religion, um gelesen und von andern Narren bewundert zu werden. Puff schmiert die gröbsten Spötterenen wider den Prinzen, wider die Religion, wider seine Obern und wider alle, denen er Hochachtung und Ehrfurcht schuldig ist: warum? Um gelesen und von andern Narren bewundert zu werden. Und Leonore redet von der ganzen Stadt Böses, damit sie in Gesellschaften gehört und ihr Witz bewundert werde. Wie viele Sittenlehrer predigen Tugend, ohne die Tugend zu kennen! Unendliche Vorzüge vor ihnen hat Leonore, welche alle Ausschweifungen, alle lächerlichen Fehler, alle Thorheiten, die sie von andern erzählt, selbst und aus der Erfahrung sehr genau kennt. Niemand weiß die kleinen Hahnreyhistorien so gut, wie sie, zu erzählen; aber

auch niemand weiß so gut, wie sie, was dazu gehört. Der Hochmuth ihrer Nachbarinn ist für ihre Spötterey eine unerschöpfliche Quelle, aber diese hochmüthige Nachbarinn hat ihr den Rang streitig gemacht. Wollen sie Leonoren recht lebhaft und beredt sehen, so bringen sie nur selbige auf Henriettens Spielsucht: denn Henriette hat ihr in voriger Woche zwanzig Dukaten abgewonnen. Die Frau Doktorinn ist ein eitler, lächerlicher und bettelstolzer Affe; warum? Leonore hat mirs gesagt: denn die Frau Doktorinn hat ihr den reichen Stoff vorgekauft, mit dem sie bey dem letzten Balle sich selbst auspuzen wollte. Habe ich also nicht recht gesagt, daß Leonorens Spöttereyen weit erbaulicher sind, als alle moralische Tugendpredigten unsrer finstern Sittenrichter, da Leonore alle Thorheiten selbst kennt und aus eigner Erfahrung über sie spottet? Aber Leonore gewinnt bey diesen bittern Spöttereyen sehr viel. Wenn sie mit dem Finger auf einen Thoren weist, so sieht jedermann auf diesen Thoren, und auf sie niemand. Wie ruhig kann nunmehr Leonore ihre eignen Fehler genießen! Ich habe schon oben gesagt, daß Leonore vornehmlich um deswillen so viel Böses von andern spricht, damit sie ihren Witz zeigen könne: es fällt mir gleich ein, daß diese Entschuldignng darum sehr erheblich ist, weil man niemals aufmerksamer ist und niemals mit mehrerm Beyfalle lacht, als wenn sie Böses spricht. Zwingt sie sich aber ja einmal und redet von ihren Nachbarn Gutes, so wird sie nicht bemerkt, am wenigsten bewundert: denn Seladon pfeift gedankenlos, ohne auf sie zu hören; Narciß legt die Falten seiner Manschetten in Ordnung und trellert; der fürstliche Rath gähnt und seine alte Gemahlinn spricht mit einer ver-

drüßlichen Beyfälligkeit, wenn sie hört, daß Leonore so viel Gutes von ihrer Freundinn erzählt: Ist das möglich? Hum! Ja, es mag eine ganz ehrbare Frau seyn. Je nun! man muß zu allen Sachen das Beste reden! Aber es ist heute erschrecklich schwüles Wetter; wir kriegen auf den Abend gewiß ein liebes Gewitter. Können sie es Leonoren, die auf ihren Witz so stolz ist, wohl verdenken, wenn sie durch Spöttereyen die Aufmerksamkeit und den Beyfall der Gesellschaft zu erhalten sucht, da sie beides verliert, wenn sie von ihrem Nächsten Gutes spricht? Hat sie ja Unrecht, so fällt die Hälfte der Verantwortung auf ihre Gesellschaft, welche die Verläumdung liebt. Ich bitte Sie, Madame; sagen Sie es Leonoren, wie vortheilhaft ich ihre ungerechte Sache vertheidigt habe. Es ist gewiß Schade, daß ich kein Advokat geworden bin!

* *
*

Aber wie werde ich es machen, daß die hochmüthige Celsa auf ihren unterthänigsten Wurm herabsieht, da ich sie mit der unehrerbietigen Wahrheit beleidigt habe, daß sie durch ihre Rangstreitigkeiten auch die freundschaftlichsten Familien in bittre Feindschaft verwickelt? Diesen Ehrgeiz werde ich nicht besser entschuldigen können, als wenn ich die Ursachen getreu erzähle, welche Celsen zu diesen Feindseligkeiten bewegen. Celsa hat das seltne Glück, sich selbst zu kennen; und dieses hat sie von ihren Vorzügen dergestalt überzeugt, daß sie die Pflichten gegen sich selbst verletzen würde, wenn sie nicht diesen Vorzügen ihr Recht wiederfahren lassen wollte.

Da

Da sie es einmal so weit gebracht hat, von ihren eignen Vollkommenheiten überführt zu seyn; so ist, wie man leicht glauben kann, dieses eine von ihren angenehmsten Beschäftigungen, daß sie täglich neue Vollkommenheiten an sich ausspähet, und ihrem Schöpfer die Ehre thut, sich zu bewundern. Diese eigne Bewunderung würde für sie nur halb so angenehm und erbaulich seyn, wenn sie nicht mit einer bittern Aufmerksamkeit die Unvollkommenheiten andrer untersuchte. Aus dieser Untersuchung kann nichts anders als Mitleid, oder Verachtung kommen: denn alle Personen, die sie noch zur Zeit hat kennen lernen, stehen so unendlich weit unter ihr, daß sie es bloß der unerforschlichen Langmuth des Himmels zuschreibt, daß dergleichen unedle Geschöpfe mit ihr in die Welt gesetzt sind und mit ihr leben. Sie will, so viel möglich, dieses Versehen der Natur wieder gut machen; sie entzieht sich daher des Umganges mit diesen verächtlichen Geschöpfen, die sich auch Menschen nennen, gänzlich, oder, wenn sie das nicht thun kann, so will sie doch ihre Vorzüge vor ihnen behaupten. Sie weiß das Sprüchwort, daß man nicht mehr Ehre hat, als man sich selbst giebt; sie giebt sich also so viel Ehre, als sie ihren Vollkommenheiten schuldig zu seyn glaubt. Und da diese freylich andern Leuten so deutlich nicht in die Augen fallen, so behauptet sie diese Vorzüge mit Zank und Heftigkeit: und wenn jemand so verwegen ist, ihr zu widerstehen, so ist ihr Mann, wenn er anders ihrer nicht unwürdig seyn will, allerdings schuldig, sie zu vertheidigen und ihr durch den Beystand des Richters Gerechtigkeit zu verschaffen. Das nennen ihre Feinde Rangstreitigkeiten; aber sie nennt es eine Pflicht gegen sich selbst. Wem alle diese Ent-

schuldigungen ein wenig zu tiefsinnig und metaphysisch vorkommen möchten, dem will ich noch deutlichere Ursachen angeben, die allerdings mehr in die Augen fallen. Wollen wir es etwan der Celsa verdenken, daß sie mit feindseligem Sturme und mit Beleidigung anderer einen Rang behauptet, der ihr, wie sie überzeugt ist, gehört? Wie viel hat es sich Celsa kosten lassen, in diesen Stand zu kommen, in dem sie itzt lebt! Sie überließ ihre Hand einem Manne, welcher wie der Pöbel dachte und wie der Pöbel lebte. Durch seine Ausschweifungen war sein gebrechlicher Körper noch ekelhafter und seine dicke Seele noch dümmer geworden. Er hatte sich in eine drückende Last von Schulden gesteckt, die er nicht bezahlen konnte; aber seine Geburt und sein Amt gaben ihm einen gewissen Rang, welcher Celsen so ansehnlich vorkam, daß sie ihm alle seine Mängel und Untugenden verzieh und auch ihre Reichthümer ihm überließ. Ist es wohl unbillig, daß sie sich dafür bezahlt macht und den Rang mit Gewalt behauptet, dem sie ihren Geschmack und ihr Vermögen aufgeopfert hat? Noch eins: ihr Vater war der niederträchtigste Wucherer in der Stadt, um sich einen kleinen Vortheil zu verschaffen, war ihm keine Erniedrigung zu schimpflich: diesen Fehler ihres Mannes muß sie wieder gut machen. So oft sie einen Rangstreit anfängt, so oft glaubt sie das Andenken ihres Vaters aus dem Staube zu erheben und einen Theil ihrer kindlichen Pflicht zu erfüllen. Sehen Sie, gebietende Celsa, wie viel Gewalt ich mir und der Wahrheit anthue, Ihren Ehrengeiz zu vertheidigen! Verzeihen Sie mir meinen Autorfehler, den ich begangen habe. Ich lege mich zu Ihren Füßen und schwöre Ihnen bey Ihnen selbst, daß ich es künftig

tig keinem Menschen wieder sagen will, daß Sie eine hochmüthige Thörinn sind, welche den Mangel eigner Vollkommenheiten dadurch verbergen will, wenn sie andern ihre Vorzüge streitig macht.

* *
*

Ich kann es nicht läugnen; ich habe gesagt, daß Alcimedore durch einen unüberlegten Aufwand ihren Mann an den Bettelstab und ihre Kinder um das Brodt bringe: aber ich hätte bedenken sollen, daß dieses ein sehr gemeiner Fehler ist, der Alcimedoren bey der heutigen Welt eben so viel Ehre bringt, als nachtheilig er ihr vor hundert Jahren gewesen seyn würde. Ihr Mann heurathete sie, weil er sie für reich hielt: er verlangte also von ihr Geld, nicht aber, daß sie eine vernünftige Frau, eine vorsichtige Wirthinn, oder eine sorgfältige Mutter seyn sollte. Was er verlangte, hatte sie ihm gegeben; also kann er weiter nichts von ihr fodern. Ihr Vermögen war bey weitem so ansehnlich nicht, als er glaubte. Demungeachtet hat sie als Frau ein Recht, noch zehnmal so viel aufzuwenden, als ihr Vermögen beträgt. Wird ihr Mann bankrott, was kann das ihr schaden? Desto vortheilhafter wird es für sie seyn. Ja, wenn man die Sache genau und recht unparteyisch ansehen will; so ist ihre Verschwendung nichts, als eine Art von guten Werken, zu denen sie ihre Pflicht und ihr Gewissen verbindet: denn sie bringt dasjenige Vermögen wieder unter die Leute, das ihr Mann auf so vielerley unverantwortliche Art zusammen wuchert. Aber sie bringt doch ihre unschuldigen

gen Kinder um das Brod? Was für ein altväterkscher Gedanke! Sorgt denn bey uns die Mutter für das Brodt der Kinder, oder muß das der Vater thun? Bey dem vertrautesten Umgange mit ihrem Manne und ihres Mannes Freunden, ist das niemals ihre Hauptabsicht gewesen, Mutter zu werden; da nun die Kinder wider ihren Willen leben, können sie der Mutter wohl zumuthen, daß sie für ihr Leben sorgen soll? Mit einem Worte: Alcimedore verschwendet; sie bringt ihren Mann an den Bettelstab; sie stürzt ihre Kinder in die verächtlichste Armuth: aber Alcimedore ist eine Frau, die zu leben weiß.

* *
*

Daß die fromme Agnese unversöhnlich wüte, wenn sie beleidigt wird; das ist auch eine von den unüberlegten Wahrheiten, die mir itzt viel Gewissensunruhe machen. Agnese hat gute Ursachen, sich sehr leicht zu erzürnen. Sie weiß ihre tugendhaften Vollkommenheiten, die ihr einen so ansehnlichen Rang über alle sündige Menschen verschaffen. Ist es nicht eine Verwegenheit, wenn ein Mensch, der kaum halb so viel betet, sich unterstehen will, sie zu beleidigen? Das Andenken ihrer jugendlichen Ausschweifungen muß ihr empfindlich seyn, wenn man sie daran erinnert und sie dadurch in der schmeichelhaften Einbildung einer heiligen Vollkommenheit stört. Wer sie beleidigt, der beleidigt die ganze Kirche. Sie ist ihre unversöhnliche Wut der Religion schuldig, um andre abzuschrecken, daß sie diejenigen nicht verwegen antasten, welche der Religion so

viel

viel Ehre machen. Agnese verdammt mit einer lieblosen Zuversicht; aber sie versäumt keine Kirche. Sie ist neidisch über das unverdiente Glück andrer Menschen; aber sie hat eine Predigt gestiftet. Es ist wahr, sie wuchert mit Pfändern und drückt ihre armen Schuldner unbarmherzig; aber sie hat auch der Kirche einen kostbaren Schmuck geschenkt. Sie läßt die Dürftigen hungern und preßt einem armen Bettler durch ihre grausamen Vorwürfe Thränen aus, ehe sie ihm ein trocknes Stück Brodt zuwirft; aber sie fastet alle Wochen einmal. Sie ist rachsüchtig und wütet unversöhnlich, wenn sie beleidigt wird; aber sie ist fromm.

* *
*

Ich will es gestehen, es ist von mir ein großer Leichtsinn gewesen, daß ich **Rosamunden** Schuld gegeben habe, es sey ein Theil ihres Gottesdienstes, wenn sie sich geputzt in der Kirche sehen läßt. **Rosamunde** thut in der Kirche mehr nicht, als was andre Frauenzimmer an ihrem Nachttische thun. Sie bewundert sich und läßt sich bewundern. Ein jeder, von welcher Sekte er auch sey, verdient eine gewisse Hochachtung, wenn er das, was er in seiner Religion glauben soll, mit Ueberzeugung und mit einem bescheidnen Eifer glaubt; und diese Hochachtung verdient **Rosamunde** doppelt. Sie hat es der Unterweisung ihrer Mutter, deren völliges Ebenbild sie ist, zu danken, daß sie von der Religion überhaupt sehr bequeme Begriffe und insbesondre vom Sonntage diesen hat, daß er nichts anders sey, als ein gewisser Tag in der Woche, wo das

Frauen-

Frauenzimmer zwo Stunden eher aufsteht, als an den andern Tagen, um sich die Haare auf das sorgfältigste frisiren zu lassen und ein Kleid anzulegen, welches die andächtige Aufmerksamkeit der Nebenchristen auf sich ziehen kann, in deren Gesellschaft man drey Stunden lang stille sitzt, um bewundert zu werden und andre zu richten. **Rosamunde** glaubt, daß nur zu diesem Ende der Sonntag erdacht sey! und das glaubt sie mit einer so lebhaften Ueberzeugung, daß sie seit ihrem vierzehnten Jahre nicht einen einzigen Sonntag ausgesetzt hat, ihren Gottesdienst auf diese Art zu verrichten. Hätte man ihr bessere Begriffe von der Religion beygebracht, so würde sie eben so wohl im Stande seyn, sich nach diesen bessern Begriffen mit Eifer zu richten. Aber, da sie nur das erbauende Exempel ihrer werthesten Mama vor sich gehabt hat, da alle, die mit ihr reden, nur von Göttinn und Anbetung reden; so kann man es ihr gar nicht verdenken, daß Exempel und Schmeicheley sie, bey ihrer natürlichen Eigenliebe, zu einer solchen Abgötterey gegen ihre kleine Person gebracht haben. Das muß man wohl bedenken, wenn man billig seyn will; und so billig hätte ich auch seyn sollen!

* *
*

Wie werde ich es bey **Florinden** verantworten können, von der ich gesagt habe, daß sie sich weder der Wirthschaft, noch ihrer Kinder annehme, welcher doch gewisser von ihr, als von ihrem Manne sind? Viel-

leicht hat sie es nicht einmal übel genommen: denn Florinde kennt die Welt. Die Zucht der Kinder überläßt sie dem Gesinde. Sie würde es für einen sehr empfindlichen Vorwurf halten, wenn ich ihr nachrühmen wollte, daß sie eine gute Wirthinn sey, weil sie wohl weiß, daß dieses eine sehr bürgerliche Tugend ist. Und am allerwenigsten wird sie darüber empfindlich, wenn man ihre Treue gegen den Mann in Zweifel zieht, da dieses nur ein stärkerer Beweis ihrer Schönheit, ihrer Verdienste und der Hochachtung ist, welche die Welt für sie hat. Und also hat sie vielleicht meine Wahrheit nicht einmal übel genommen! Aber gesetzt auch, es wäre geschehen; so weiß ich ein Mittel, sie wieder zu besänftigen. Bey der nächsten Gelegenheit will ich ihr eine Schmeicheley auf Unkosten andrer Frauenzimmer sagen; ich will sie mit boshaften Neuigkeiten von ihrer Freundinn versehen, damit sie in Zusammenkünften Gelegenheit habe, witzig zu seyn; allenfalls spiele ich mit ihr und lasse sie gewinnen; und wenn sie bey aller dieser Busse noch unversöhnlich bleibt, so will ich die Rolle eines Anbeters nehmen, damit ich die Zahl ihres zärtlichen Trosses vermehre und ihr das Vergnügen mache, mich verachten zu können. Denn das wünscht ihr Ehrgeiz, daß sich die Anzahl ihrer Anbeter vermehre, und daß sie einige darunter habe, bey welchen es ihr nicht schwer ankömmt, grausam zu seyn. Ich glaube, ich bin demüthig genug, wenn ich mich dieser Strafe unterwerfe.

* *
*

Kalliste ist pedantisch stolz, weil sie etwas mehr versteht, als das Kochen. Ich habe das gesagt, es ist wahr; aber wenn auch Kalliste diesen Fehler hat, so ist sie wenigstens zu entschuldigen. Und am meisten müssen wir Mannspersonen sie entschuldigen, weil wir nur an diesem Fehler, wie an den meisten Fehlern der Frauenzimmer, Ursache sind. Wir fürchten uns zu sehr vor dem fähigen Verstande und Witze des weiblichen Geschlechts, als daß wir uns Mühe geben sollten, ihren Verstand und Witz sorgfältig zu bilden und sie an dem Ruhme der Gelehrsamkeit Antheil nehmen zu lassen. Sie würden uns einen gewissen Vorzug entreissen, welcher beynahe der einzige noch ist, den wir vor ihnen behaupten. Wir sind schon eifersüchtig genug, daß für sie die Schönheit ein vorzügliches Geschenk der Natur ist: ich nehme unsre männlichen Puppen zu Zeugen, daß wir auf dieses Geschenk eifersüchtig sind. Schon der natürliche Verstand unsrer Frauenspersonen ist so durchdringend, daß es für unsre angemaßte Herrschaft doppelt gefährlich seyn würde, wenn wir diesen natürlichen Verstand durch Fleiß, Bücher und gelehrte Bemühungen noch mehr ausbilden wollten. Es ist dieses ohnedem nur noch der Schatten der Herrschaft, mit der wir uns brüsten, da wir alle andre Arten der Herrschaft schon seit undenklichen Jahren an das weibliche Geschlecht verloren haben. Wir ersticken daher mit einer tyrannischen Vorsicht alle Begierde, welche das Frauenzimmer bewegen könnte,

ihren

ihren Verstand durch Schriften und Gelehrsamkeit noch mehr auszubilden. Und weil wir es nicht wagen dürfen, den Frauenzimmern solches ernstlich zu verbieten, da sie, als Frauenzimmer, gewohnt sind, dasjenige am eifrigsten zu thun, was ihnen am schärfsten verboten wird, so wissen wir sie durch andre Beschäftigungen zu zerstreuen. In vorigen Zeiten ließ man sie für den größten Theil der Wirthschaft sorgen und übergab ihnen die Erziehung der Kinder; und diese zwo Beschäftigungen waren weitläuftig genug, sie von der gelehrten Neugierde abzuhalten. Da in neuern Zeiten die meisten unsrer Weiber auf den bequemen Einfall kamen, die Last der Wirthschaft und der Kinderzucht auf ihre niedrigsten Bedienten zu legen; so waren die Männer so sinnreich, ihnen Tonnen vorzuwerfen, mit denen sie sich bey ihrem Müßiggange beschäftigen sollten. Man gab ihnen bunte Karten in die Hände und war so glücklich, ihnen diesen Zeitvertreib so angenehm zu machen, daß sie gar keine Bücher weiter, als diese, verlangten, und daß viele von ihnen ganz außer Stande waren, bey einer andern Gelegenheit, als beym Spielen zu denken. Durch eine übertriebene Schmeicheley über ihre Schönheit brachte man ihnen von ihrer ersten Jugend an die eiteln Begriffe bey, daß ihr ganzer Werth nur in der Schönheit bestehe. Die Folge davon war natürlich: ihre Bemühung zog sich von allen andern Beschäftigungen ganz ab und gieng bloß auf die Erhaltung dieses Vorzugs. Weil aber doch die Mannspersonen nicht im Stande waren, bey allen Frauenzimmern die Begierde zu schönen Wissenschaften zu unterdrücken; so fiel man

man auf ein sehr boshaftes Mittel. So bald ein Frauenzimmer nur ein wenig mehr verstund, als man wollte, daß ein Frauenzimmer von der Gelehrsamkeit verstehen sollte; so machte man sie durch übertriebne Lobsprüche schwindlicht und beredete ihre Eigenliebe, welche schon vorhin geneigt genug war, es sich bereden zu lassen, daß sie das witzigste, gelehrteste und vollkommenste Frauenzimmer, und wo nicht gar Minerva, doch zum wenigsten eine zehnte Muse sey. Dadurch benahm man ihr den Gedanken, weiter zu gehen, welches sie bey ihrer Vollkommenheit nunmehr für überflüßig hielt. Sie blieb an dem Fusse des Parnasses stehen, beschäftigte sich mit witzigen Tändeleyen und wurde von dem verrätherischen Lobe der Mannspersonen trunken. So ist es Kallisten ergangen. Habe ich also etwas Unrechtes gesagt, wenn ich behauptete, daß ihr pedantischer Stolz ein Fehler der Mannspersonen sey? Verstünde Kalliste diese Sprache unsrer Schmeicheley, so würde sie darüber sehr kleinmüthig werden. Man erstaunt, daß sie ein wenig von Gelehrsamkeit und wohl gar Verse plaudern kann; so wie man einen Papagoy bewundert, welcher menschliche Töne nachplaudern kann, ungeachtet ihn die Natur nur zu einem Papagoy erschuf. Könnte für Kallistens Stolz wohl etwas demüthigender seyn, als dieser beleidigende Beyfall?

* *
*

Daß ich behauptet habe, eine Frau aus der grossen Welt zu heurathen, sey für viele ein gewisser Schritt

zum

zum Hospitale; das ist das wenigste, was ich von den Ehen Nachtheiliges gesagt habe. Aber doch erkenne ich mein Unrecht. Und damit ich die Welt von meiner Reue recht nachdrücklich überzeuge; so will ich mir öffentlich alles das Böse vorbehalten, das ich, von den Ehen zu sagen, die Verwegenheit gehabt habe. Ich habe über Männer gespottet, welche, weder nach Verstande, noch Tugend, noch Erziehung zu fragen, sich auf ewig mit Frauenzimmern, bloß wegen ihrer Schönheit verbanden, von welchen sie wissen konnten, daß sie nach einem Jahre nicht mehr, wenigstens für sie nicht mehr reizend seyn würden. Aber Greif ließ sich von keiner Schönheit blenden. Zwar Verstand, und Tugend und Erziehung waren das auch nicht, was er verlangte: Er suchte Geld; und doch hielt ich ihn für einen Thoren. Ein Mann, der, zu dem gemeinen Besten, in seinem funfzigsten Jahre ein feuriges Mädchen von funfzehn Jahren heurathet, war vor meinem Spotte eben so wenig sicher, als eine Frau von funfzig Jahren, welche sich einbildet, daß die Schmeicheleyen ihres jungen Bräutigams ihr, und nicht ihrem Gelde gemacht werden. Ich hatte angemerkt: daß Frauenzimmer, so bald sie ihrem Manne die ewige Treue zugeschworen, sich mit einemmale von dem jungfräulichen Zwange des Wohlstandes losrissen und ohne Vorsicht alle Ausschweifungen begiengen, die sie vorhin nur im Stillen gewünscht, oder mit der größten Behutsamkeit begangen hatten. Zuweilen stellte ich sehr erbauliche Betrachtungen an, wie es kommen müsse, daß wir Mannspersonen allem Frauenzimmer mit aller nur ersinnlichen Höflichkeit begegnen

nen und allen offenbare Schmeicheleyen sagen, nur unsern Weibern nicht; und ich glaubte, gefunden zu haben, daß sich Mann und Frau vornehmlich um deswillen so kaltsinnig begegnen, weil es unter ihnen eine heilige Pflicht ist, sich zu lieben. Der Aufwand, den heut zu Tage der Wohlstand, oder welches einerley ist, der Hochmuth vieler Weiber erfodert, schien mir eine sehr gegründete und beynahe die vornehmste Ursache zu seyn, daß die ansehnlichsten Häuser am meisten in Schulden stecken. Eine Frau von dieser Art zu heurathen, war in meinen Augen der deutlichste Beruf, bankerott zu werden. Ich zittere, wenn ich die Verwegenheit überdenke, die ich gehabt habe, so viele Bitterkeiten von dem Frauenzimmer und von der Ehe zu sagen! Es würde sich entschuldigen lassen, ja gewissermaßen wäre es meine Pflicht gewesen, dergleichen zu sagen, wenn es Frauenzimmer von dieser Art in der Welt gäbe. Aber da bekannt ist, daß kein Frauenzimmer, welches schön ist, nicht auch zugleich Verstand und Tugend und Erziehung habe; daß eine Frau, welche ihren Mann reich macht, ihn auch durch Bescheidenheit und anständige Wirthschaft glücklich macht; daß ein junges Mädchen von funfzehn Jahren, welches einen abgelebten Mann heurathet, den Wohlstand und ihre Pflicht niemals vergißt; daß eine alte Wittwe ihren jungen Bräutigam nicht aus Wollust, sondern nur aus Freundschaft liebt; daß unsre Frauenzimmer, so bald sie verheurathet sind, beynahe noch vorsichtiger und tugendhafter leben, als vorher, da sie wohl wissen, daß eine unbedachtsame Aufführung nicht allein die schänd-

lich.

lichsten Vorwürfe über ihr ganzes Haus bringt, sondern auch ihren eignen Anbetern verächtlich ist; da es bekannt, wenigstens bey uns ausgemacht ist, daß die Weiber durch eine gefällige Freundlichkeit sich nur ihrer Männer Liebe und Hochachtung zu erhalten suchen, ohne um den Beyfall andrer Mannspersonen zu buhlen; daß in vornehmen Häusern die Weiber bey ihrem Aufwande niemals vergessen, was sie dem ehrlichen Namen ihrer Männer und dem künftigen Wohl ihrer Kinder schuldig sind; da alles dieses bekannt ist, da man nicht ein einziges Exempel anführen kann, welches meine Vorwürfe und Spöttereyen rechtfertigen könnte; so weiß ich meine Verleumdung mit gar nichts zu entschuldigen; ich habe nicht einmal das Herz, um Vergebung zu biten.

* *

*

Gewiß, Gurda, Sie hätten keinen vortheilhaftern Augenblick, als diesen erwarten können, eine Abbitte und Ehrenerklärung von mir darüber zu verlangen, daß ich Sie für eine Thörinn erklärt habe, weil Sie noch so eitel sind, Ihrem verrunzelten Gesichte Anbeter zu erbuhlen. Ich bin itzt so zerknirscht und niedergeschlagen, daß ich nicht einmal diese Wahrheit zu vertheidigen Muth genug habe. Ich will es Ihnen abbitten. Ich will sagen, daß Ihre dürren Hände die Wolle, den Schnee, und ich weiß selbst nicht was übertreffen, daß die Blicke Ihrer Augen

noch eben so reizend und gefährlich sind, wie sie vor vierzig Jahren gewesen seyn mögen; daß Ihr alter Mund bezaubert, wenn er lächelt; daß ; ; ; mit einem Worte, ich will Sie so unverschämt loben, daß Sie es selbst für eine Unwahrheit halten sollen, so groß auch sonst Ihre Eigenliebe ist. Können Sie wohl mehr von mir verlangen?

* *

*

Sehen Sie, **Madame**, ich habe mein Wort redlich gehalten. Sind Sie mit diesen Abbitten und Ehrenerklärungen zufrieden? Mich dünkt, Sie können es wohl seyn. Ich will noch mehr thun, damit ich mich mit Ihnen und Ihren Freundinnen ganz aussöhne. Der fünfte Theil meiner satyrischen Schriften soll von nichts, als von dem Lobe der Frauenspersonen handeln. Aber ich ersuche Sie, **Madame**, die Gütigkeit zu haben und Ihre Freundinnen dahin zu vermögen, daß mir eine jede von ihnen ein ausführliches Verzeichniß ihrer Tugenden und Vollkommenheiten einsende, weil ich vielleicht selbst nicht scharfsichtig genug seyn möchte, solche bey allen wahrzunehmen, und weil ich weiß, daß viele von ihren eignen Vorzügen weit mehr überzeugt sind, als sich ein Fremder davon überzeugen kann. **Madame**, ich küsse Ihnen die Hände.

Daß

* *
*

Daß in meinen Augen die Heuchler so abscheuliche Kreaturen waren, daran ist niemand Schuld, als meine fromme Mutter, welche mir immer vorsagte, daß in einem Heuchler der Stoff zu einer jeden Art von Schelmen liege. Ich danke es dem Umgange mit der großen Welt, daß ich itzt billiger von den Heuchlern urtheile. Und warum soll ich nicht billiger urtheilen, da ein Heuchler nichts thut, als was alle diejenigen zu ihrem guten Nutzen und mit großem Beyfalle thun, die zu leben wissen? Sie verstellen sich, sie halten eine Maske vor das Gesicht, um nicht erkannt zu werden, sie wollen die Welt bereden, daß sie gewisse Vollkommenheiten besitzen, die ihnen wirklich fehlen; das thun die Heuchler, es ist wahr: aber sind sie um deswillen so verabscheuungswürdig? Dort vor dem Zimmer des Prinzen umarmen sich zween vornehme Freunde. Sie versprechen einander eine Freundschaft, dergleichen man seit den Zeiten des Orest nicht gehört hat; sie werden diesen Mittag mit einander trinken und sich küssen, und ewige Treue schwören; und morgen wird einer von ihnen den andern stürzen. Thut ein Heuchler mehr, als diese thun? Der Mann, der nur von Tonnen Goldes spricht, dessen fürstliche Pracht der Pöbel bewundert und sein Gläubiger beseufzet; dieser Mann hat die große Absicht, noch mehrere zu betrügen und alsdann mit ei-

einer guten Art Bankerott zu machen: hat man wohl viel Exempel von Heuchlern, die ihre Gläubiger auf diese Art betrügen? Und was soll ich von der Verstellung derjenigen Gelehrten sagen, die ihre Dummheit unter einer weisen Miene verbergen? Soll ich von den Großprechern etwas gedenken, die den Hut trotzig in die Augen drücken und zittern? Wie gefährlich heuchelt ein Geliebter! Wie verführend ist die Heucheley einer ungetreuen Frau, die ihren Mann mit zärtlichen Liebkosungen einschläfern will! Und alle diese Laster, alle diese Thorheiten entschuldigt man, oder belacht sie wohl gar; aber unerbittlich verdammt man den frommen Heuchler, der Allmosen giebt, mit bußfertiger Miene durch die Gassen schleicht, knieend und mit Thränen vor dem Angesichte der Gemeinde betet, und ein Schelm ist. Macht ihn vielleicht nur das vor andern so verhaßt, daß er mit der Religion spottet? Das will ich doch nimmermehr hoffen! Vielleicht möchte es vor hundert Jahren die Ursache gewesen seyn; aber itzt denkt unsre aufgeklärte Welt schon anders, und man weiß besser, als damals, zu welchem Ende die Religion erdacht ist. Man bewundert ja diejenigen, als starke Geister, die mit der Religion spotten: ist es wohl billig, daß man diejenigen als Schandflecke der Natur verabscheuet, die mit der Religion heucheln?

Unglück-

* *
*

Unglückliche Leute noch mehr zu kränken, ist gewiß eine der grausamsten Ungerechtigkeiten, die ein Mensch begehen kann. Und doch — ich schäme mich es zu gestehen! — und doch habe ich die Ungerechtigkeit begangen; und zwar habe ich sie an den erbarmungswürdigen, unglücklichen und elenden Menschen begangen, die man Freygeister nennt. Dieses sind die mitleidenswürdigen Menschen, welche, um zwanzig Jahre lang von Wenigen wegen ihres scharfen Verstandes bewundert zu werden, von den Uebrigen verabscheuet und ewig unglücklich werden wollen. Sie wenden viele Mühe an, sich eine Hofnung auszureden, von welcher sich ein vernünstiger Mann, ich will gar nicht sagen ein Christ, mit so vieler Mühe zu überzeugen sucht. Sie haben beständig mit den innerlichen Widersprüchen ihres eignen Gewissens zu kämpfen, welches sie zu ihrem grösten Verdrusse immer daran erinnert, daß sie vernünstige Geschöpfe sind. Sie haben Ehrgeiz genug, in der Welt eine Rolle spielen zu wollen, die bemerkt wird: weil es ihnen aber am Verstande und Willen fehlt, so rasen sie, um starke Geister zu heißen. Die Ausschweifungen ihrer Jugend sind mit nichts zu entschuldigen; sie gerathen also auf den albernen Einfall, sich und andre zu bereden, daß es keine höhern Gesetze gebe, welche diese Ausschweifungen verdammen; und bey diesem Einfalle haben sie eben die sichere Beruhigung, die

ein Dieb haben mag, welcher sich zu bereden sucht, daß keine Gesetze sind, die den Diebstahl verbieten, und welcher diesen Unsinn gegen andre so lange behauptet, bis er unter dem Galgen steht. Gemeiniglich ist eine schimpfliche Armuth die Folge ihrer jugendlichen Ausschweifungen; und alsdann sind diese starken Geister, welche so stolz von ihrem Witze denken, doch niederträchtig genug, Schmarotzer zu werden und sich durch ihren witzigen Unsinn an die Tafel junger reicher Thoren zu drängen. Diese Elende, welche Verzweiflung und Hunger zu Narren macht, habe ich so oft verspottet: wie ungerecht und lieblos habe ich gehandelt! Wär es mein Ernst gewesen, sie zu retten, und hätte ich es wirklich gut mit ihnen gemeynt; so hätte ich die Barmherzigkeit an ihnen erzeigen und sie in das Tollhaus einkaufen sollen.

* *

*

Die Abbitte und Ehrenerklärung, die ich hier den starken Geistern thue, bringt mich ganz natürlich auf ihre Antipoden, die *abergläubischen Seelen*. Auch an diesen habe ich mich versündigt: denn Abergläubische zu verspotten, ist eben so unrecht, als einen Wahnwitzigen zu verspotten, der immer Gespenster sieht. Diese Unglücklichen werden ohnedem schon unbarmherzig genug von gewissen Tyrannen gepeinigt, deren Eigennutz unter dem frommen Vorwande, die heiligen Pflichten ihres Amtes zu erfüllen,

sie

sie immer mit neuen Larven schreckt und ihnen immer den Verstand verdächtig macht, damit sie ihr Joch nicht fühlen; welche sich und der Religion zu Ehren, diese Milzsüchtigen in einer andächtigen Dummheit erhalten; mit einem Worte, welche eher nicht ruhen, als bis sie aus einem vernünftigen Wesen ein betendes Vieh gemacht haben. Es wäre billiger von mir gewesen, wenn ich diesen elenden Sklaven Muth gemacht hätte, sich von ihren Banden loszureissen; anstatt daß ich ihres Aberglaubens spottete. Sie dauern mich, so oft ich an Sie denke. Alles Vergnugen der Welt ist ihnen ein Abscheu. Der Frühling ist ihnen schrecklich, weil im Frühlinge die erwachende Natur lächelt und den Menschen von neuem belebt: nur der Winter ist ihnen noch erträglich, und dieses blos wegen seiner langen und traurigen Nächte. Sie stehen seufzend von ihrem Bette auf, wachen den Tag über mit Angst, mit Thränen legen sie sich nieder, und ihr schwarzes Geblüte macht ihnen auch die Träume schrecklich. Das einzige wahre und beruhigende Vergnügen, welches sie empfinden, ist dieses, wenn sie andre verdammen. Verdienten diese Abergläubische mein Mitleiden nicht?

* *

*

So weit geht die Probe der versprochnen Abbitte und Ehrenerklärung! Ich werde nicht einen Augenblick versäumen, die Fortsetzung bekannt zu machen, wenn ich finde, daß sich durch diese Probe

die-

diejenigen versöhnen lassen, die ich im Vorstehenden genannt habe; und daß diejenigen, welche ich hier noch nicht genannt, eine Abitte und Ehrenerklärung von dieser Art verlangen.

VALEAT. RES. LVDICRA. SI. ME.
PALMA. NEGATA. MACRVM. DONATA.
REDVCIT. OPIMVM.

Horat.

E N D E.

Inhalt
des vierten und fünften Theils.

Vierter Theil.

Vorbericht S. 5

Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern

Zueignungsschrift an des großen Sancho Panßa großen Esel 19

Abhandlung über das Sprüchwort: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; nebst einem Vorberichte 36

Kleider machen Leute. 55

Ehrlich währt am längsten; nebst einem Vorberichte 64

Alte Liebe rostet nicht 98

Eine Hand wäscht die andre 116

Jung gewohnt, alt gethan 128

Gut macht Muth 180

Ehen werden im Himmel geschlossen 190

Gedanken sind zollfrey. 229

Fünf-

Fünfter Theil,

oder:

zwote Abtheilung des vierten Theils der Satyren.

Beweis, daß die Begierde, Böses zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenschenliebe herrühre; an die königliche Akademie zu Pau in Bearn S. 5

Das dazu gehörige, von dem Verleger verfertigte Realregister 45

Das Mährchen vom ersten April; aus dem Holländischen in das Hochdeutsche übersetzt

Art Benzelaars von Saerdam Inschrift an seine liebe Amme 63

Erstes Buch; enthält das Mährchen vom ersten April 65

Zweytes Buch; enthält sieben mal sieben Wahrsagungen vom ersten April 92

Drittes Buch; enthält den Schlüssel zu den sieben mal sieben Wahrsagungen, nebst der versprochnen Fortsetzung 139

Abbitte und Ehrenerklärung 150

Fünfter Theil,

oder:

zwote Abtheilung deß vierten Theils der

Fünfter Theil,

oder:

zwote Abtheilung deß vierten Theils der

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rabener, Gottlieb Wilhelm

Gottlieb Wilhelm Rabeners sämmtliche Schriften Sechs Theile

Bd.: 5

Leipzig (1777)

Rar. 1208-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00074094-3
VD18 11062053